Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse

Herausgegeben von Sigm. Freud

XIII. Band 1927 Heft 4

PSYCHOPATHIC HOSPITAL BOSTON LIBRARY

Fetischismus

Von

Sigm. Freud

In den letzten Jahren hatte ich Gelegenheit, eine Anzahl von Männern, deren Objektwahl von einem Fetisch beherrscht war, analytisch zu studieren. Man braucht nicht zu erwarten, daß diese Personen des Fetisch wegen die Analyse aufgesucht hatten, denn der Fetisch wird wohl von seinen Anhängern als eine Abnormität erkannt, aber nur selten als ein Leidenssymptom empfunden; meist sind sie mit ihm recht zufrieden oder loben sogar die Erleichterungen, die er ihrem Liebesleben bietet. Der Fetisch spielte also in der Regel die Rolle eines Nebenbefundes.

Die Einzelheiten dieser Fälle entziehen sich aus naheliegenden Gründen der Veröffentlichung. Ich kann darum auch nicht zeigen, in welcher Weise zufällige Umstände zur Auswahl des Fetisch beigetragen haben. Am merkwürdigsten erschien ein Fall, in dem ein junger Mann einen gewissen „Glanz auf der Nase" zur fetischistischen Bedingung erhoben hatte. Das fand seine überraschende Aufklärung durch die Tatsache, daß der Patient eine englische Kinderstube gehabt hatte, dann aber nach Deutschland gekommen war, wo er seine Muttersprache fast vollkommen vergaß. Der aus den ersten Kinderzeiten stammende Fetisch war nicht deutsch, sondern englisch zu lesen, der „Glanz auf der Nase" war eigentlich ein „Blick auf die Nase" (*glance* = Blick), die Nase war also der Fetisch, dem er übrigens nach seinem Belieben jenes besondere Glanzlicht verlieh, das andere nicht wahrnehmen konnten.

Die Auskunft, welche die Analyse über Sinn und Absicht des Fetisch gab, war in allen Fällen die nämliche. Sie ergab sich so ungezwungen und erschien mir so zwingend, daß ich bereit bin, dieselbe Lösung allgemein für alle Fälle von Fetischismus zu erwarten. Wenn ich nun

mitteile, der Fetisch ist ein Penisersatz, so werde ich gewiß Enttäuschung hervorrufen. Ich beeile mich darum hinzuzufügen, nicht der Ersatz eines beliebigen, sondern eines bestimmten, ganz besonderen Penis, der in frühen Kinderjahren eine große Bedeutung hat, aber später verloren geht. Das heißt: er sollte normalerweise aufgegeben werden, aber gerade der Fetisch ist dazu bestimmt, ihn vor dem Untergang zu behüten. Um es klarer zu sagen, der Fetisch ist der Ersatz für den Phallus des Weibes (der Mutter), an den das Knäblein geglaubt hat und auf den es — wir wissen warum — nicht verzichten will.[1]

Der Hergang war also der, daß der Knabe sich geweigert hat, die Tatsache seiner Wahrnehmung, daß das Weib keinen Penis besitzt, zur Kenntnis zu nehmen. Nein, das kann nicht wahr sein, denn wenn das Weib kastriert ist, ist sein eigener Penisbesitz bedroht, und dagegen sträubt sich das Stück Narzißmus, mit dem die Natur vorsorglich gerade dieses Organ ausgestattet hat. Eine ähnliche Panik wird vielleicht der Erwachsene später erleben, wenn der Schrei ausgegeben wird, Thron und Altar sind in Gefahr, und sie wird zu ähnlich unlogischen Konsequenzen führen. Wenn ich nicht irre, würde L a f o r g u e in diesem Falle sagen, der Knabe „skotomisiert" die Wahrnehmung des Penismangels beim Weibe.[2] Ein neuer Terminus ist dann berechtigt, wenn er einen neuen Tatbestand beschreibt oder heraushebt. Das liegt hier nicht vor; das älteste Stück unserer psychoanalytischen Terminologie, das Wort „Verdrängung", bezieht sich bereits auf diesen pathologischen Vorgang. Will man in ihm das Schicksal der Vorstellung von dem des Affekts schärfer trennen, den Ausdruck „Verdrängung" für den Affekt reservieren, so wäre für das Schicksal der Vorstellung „Verleugnung" die richtige deutsche Bezeichnung. „Skotomisation" scheint mir besonders ungeeignet, denn es weckt die Idee, als wäre die Wahrnehmung glatt weggewischt worden, so daß das Ergebnis dasselbe wäre, wie wenn ein Gesichtseindruck auf den blinden Fleck der Netzhaut fiele. Aber unsere Situation zeigt im Gegenteil, daß die Wahrnehmung geblieben ist und daß eine sehr energische Aktion unternommen wurde, ihre Verleugnung aufrecht zu halten. Es ist nicht richtig, daß das

1) Diese Deutung ist bereits 1910 in meiner Schrift „Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci" ohne Begründung mitgeteilt worden.

2) Ich berichtige mich aber selbst, indem ich hinzufüge, daß ich die besten Gründe habe, anzunehmen, L a f o r g u e würde dies überhaupt nicht sagen. Nach seinen eigenen Ausführungen ist „Skotomisation" ein Terminus, der aus der Deskription der Dementia praecox stammt, nicht durch die Übertragung psychoanalytischer Auffassung auf die Psychosen entstanden ist und auf die Vorgänge der Entwicklung und Neurosenbildung keine Anwendung hat. Die Darstellung im Text bemüht sich, diese Unverträglichkeit deutlich zu machen.

Kind sich nach seiner Beobachtung am Weibe den Glauben an den Phallus des Weibes unverändert gerettet hat. Es hat ihn bewahrt, aber auch aufgegeben; im Konflikt zwischen dem Gewicht der unerwünschten Wahrnehmung und der Stärke des Gegenwunsches ist es zu einem Kompromiß gekommen, wie es nur unter der Herrschaft der unbewußten Denkgesetze — der Primärvorgänge — möglich ist. Ja, das Weib hat im Psychischen dennoch einen Penis, aber dieser Penis ist nicht mehr dasselbe, das er früher war. Etwas anderes ist an seine Stelle getreten, ist sozusagen zu seinem Ersatz ernannt worden und ist nun der Erbe des Interesses, das sich dem früheren zugewendet hatte. Dies Interesse erfährt aber noch eine außerordentliche Steigerung, weil der Abscheu vor der Kastration sich in der Schaffung dieses Ersatzes ein Denkmal gesetzt hat. Als *stigma indelebile* der stattgehabten Verdrängung bleibt auch die Entfremdung gegen das wirkliche weibliche Genitale, die man bei keinem Fetischisten vermißt. Man überblickt jetzt, was der Fetisch leistet und wodurch er gehalten wird. Er bleibt das Zeichen des Triumphes über die Kastrationsdrohung und der Schutz gegen sie, er erspart es dem Fetischisten auch, ein Homosexueller zu werden, indem er dem Weib jenen Charakter verleiht, durch den es als Sexualobjekt erträglich wird. Im späteren Leben glaubt der Fetischist noch einen anderen Vorteil seines Genitalersatzes zu genießen. Der Fetisch wird von anderen nicht in seiner Bedeutung erkannt, darum auch nicht verweigert, er ist leicht zugänglich, die an ihn gebundene sexuelle Befriedigung ist bequem zu haben. Um was andere Männer werben und sich mühen müssen, das macht dem Fetischisten keine Beschwerde.

Der Kastrationsschreck beim Anblick des weiblichen Genitales bleibt wahrscheinlich keinem männlichen Wesen erspart. Warum die einen infolge dieses Eindruckes homosexuell werden, die anderen ihn durch die Schöpfung eines Fetisch abwehren und die übergroße Mehrzahl ihn überwindet, das wissen wir freilich nicht zu erklären. Möglich, daß wir unter der Anzahl der zusammenwirkenden Bedingungen diejenigen noch nicht kennen, welche für die seltenen pathologischen Ausgänge maßgebend sind; im übrigen müssen wir zufrieden sein, wenn wir erklären können, was geschehen ist, und dürfen die Aufgabe, zu erklären, warum etwas nicht geschehen ist, vorläufig von uns weisen.

Es liegt nahe, zu erwarten, daß zum Ersatz des vermißten weiblichen Phallus solche Organe oder Objekte gewählt werden, die auch sonst als Symbole den Penis vertreten. Das mag oft genug stattfinden, ist aber gewiß nicht entscheidend. Bei der Einsetzung des Fetisch scheint vielmehr ein Vorgang eingehalten zu werden, der an das Haltmachen der Erinnerung

bei traumatischer Amnesie gemahnt. Auch hier bleibt das Interesse wie unterwegs stehen, wird etwa der letzte Eindruck vor dem unheimlichen, traumatischen, als Fetisch festgehalten. So verdankt der Fuß oder Schuh seine Bevorzugung als Fetisch — oder ein Stück derselben — dem Umstand, daß die Neugierde des Knaben von unten, von den Beinen her nach dem weiblichen Genitale gespäht hat; Pelz und Samt fixieren — wie längst vermutet wurde — den Anblick der Genitalbehaarung, auf den der ersehnte des weiblichen Gliedes hätte folgen sollen; die so häufig zum Fetisch erkorenen Wäschestücke halten den Moment der Entkleidung fest, den letzten, in dem man das Weib noch für phallisch halten durfte. Ich will aber nicht behaupten, daß man die Determinierung des Fetisch jedesmal mit Sicherheit durchschaut. Die Untersuchung des Fetischismus ist all denen dringend zu empfehlen, die noch an der Existenz des Kastrationskomplexes zweifeln oder die meinen können, der Schreck vor dem weiblichen Genitale habe einen anderen Grund, leite sich z. B. von der supponierten Erinnerung an das Trauma der Geburt ab. Für mich hatte die Aufklärung des Fetisch noch ein anderes theoretisches Interesse.

Ich habe kürzlich auf rein spekulativem Wege den Satz gefunden, der wesentliche Unterschied zwischen Neurose und Psychose liege darin, daß bei ersterer das Ich im Dienste der Realität ein Stück des Es unterdrücke, während es sich bei der Psychose vom Es fortreißen lasse, sich von einem Stück der Realität zu lösen; ich bin auch später noch einmal auf dasselbe Thema zurückgekommen.[1] Aber bald darauf bekam ich Anlaß, zu bedauern, daß ich mich so weit vorgewagt hatte. Aus der Analyse zweier junger Männer erfuhr ich, daß sie beide den Tod des geliebten Vaters im zweiten und im zehnten Jahr nicht zur Kenntnis genommen, „skotomisiert" hatten — und doch hatte keiner von beiden eine Psychose entwickelt. Da war also ein gewiß bedeutsames Stück der Realität vom Ich verleugnet worden, ähnlich wie beim Fetischisten die unliebsame Tatsache der Kastration des Weibes. Ich begann auch zu ahnen, daß analoge Vorkommnisse im Kinderleben keineswegs selten sind, und konnte mich des Irrtums in der Charakteristik von Neurose und Psychose für überführt halten. Es blieb zwar eine Auskunft offen; meine Formel brauchte sich erst bei einem höheren Grad von Differenzierung im psychischen Apparat zu bewähren; dem Kind konnte gestattet sein, was sich beim Erwachsenen durch schwere Schädigung strafen mußte. Aber weitere Untersuchungen führten zu einer anderen Lösung des Widerspruchs.

1) „Neurose und Psychose" und der „Realitätsverlust bei Neurose und Psychose", beides in dieser Zeitschrift, Bd. X (1924). [In Ges. Schriften, Bd. V, bzw. VI.]

Es stellte sich nämlich heraus, daß die beiden jungen Männer den Tod des Vaters ebensowenig „skotomisiert" hatten wie die Fetischisten die Kastration des Weibes. Es war nur eine Strömung in ihrem Seelenleben, welche den Tod des Vaters nicht anerkannt hatte; es gab auch eine andere, die dieser Tatsache vollkommen Rechnung trug; die wunschgerechte wie die realitätsgerechte Einstellung bestanden nebeneinander. Bei dem einen meiner beiden Fälle war diese Spaltung die Grundlage einer mittelschweren Zwangsneurose geworden; in allen Lebenslagen schwankte er zwischen zwei Voraussetzungen, der einen, daß der Vater noch am Leben sei und seine Tätigkeit behindere, und der entgegengesetzten, daß er das Recht habe, sich als den Nachfolger des verstorbenen Vaters zu betrachten. Ich kann also die Erwartung festhalten, daß im Fall der Psychose die eine, die realitätsgerechte Strömung, wirklich vermißt werden würde.

Wenn ich zur Beschreibung des Fetischismus zurückkehre, habe ich anzuführen, daß es noch zahlreiche und gewichtige Beweise für die zwiespältige Einstellung des Fetischisten zur Frage der Kastration des Weibes gibt. In ganz raffinierten Fällen ist es der Fetisch selbst, in dessen Aufbau sowohl die Verleugnung wie die Behauptung der Kastration Eingang gefunden hat. So war es bei einem Manne, dessen Fetisch in einem Schamgürtel bestand, wie er auch als Schwimmhose getragen werden kann. Dieses Gewandstück verdeckte überhaupt die Genitalien und den Unterschied der Genitalien. Nach dem Ausweis der Analyse bedeutete es sowohl, daß das Weib kastriert sei, als auch, daß es nicht kastriert sei, und ließ überdies die Annahme der Kastration des Mannes zu, denn alle diese Möglichkeiten konnten sich hinter dem Gürtel, dessen erster Ansatz in der Kindheit das Feigenblatt einer Statue gewesen war, gleich gut verbergen. Ein solcher Fetisch, aus Gegensätzen doppelt geknüpft, hält natürlich besonders gut. In anderen zeigt sich die Zwiespältigkeit an dem, was der Fetischist — in der Wirklichkeit oder in der Phantasie — an seinem Fetisch vornimmt. Es ist nicht erschöpfend, wenn man hervorhebt, daß er den Fetisch verehrt; in vielen Fällen behandelt er ihn in einer Weise, die offenbar einer Darstellung der Kastration gleichkommt. Dies geschieht besonders dann, wenn sich eine starke Vateridentifizierung entwickelt hat, in der Rolle des Vaters, denn diesem hatte das Kind die Kastration des Weibes zugeschrieben. Die Zärtlichkeit und die Feindseligkeit in der Behandlung des Fetisch, die der Verleugnung und der Anerkennung der Kastration gleichlaufen, vermengen sich bei verschiedenen Fällen in ungleichem Maße, so daß das eine oder das andere deutlicher kenntlich wird. Von hier aus glaubt man, wenn auch aus der Ferne, das Benehmen des Zopfabschneiders zu verstehen, bei dem sich das Bedürfnis, die geleugnete Kastration auszuführen, vorgedrängt hat. Seine

Handlung vereinigt in sich die beiden miteinander unverträglichen Behauptungen: das Weib hat seinen Penis behalten und der Vater hat das Weib kastriert. Eine andere Variante, aber auch eine völkerpsychologische Parallele zum Fetischismus möchte man in der Sitte der Chinesen erblicken, den weiblichen Fuß zuerst zu verstümmeln und den verstümmelten dann wie einen Fetisch zu verehren. Man könnte meinen, der chinesische Mann will es dem Weibe danken, daß es sich der Kastration unterworfen hat.

Schließlich darf man es aussprechen, das Normalvorbild des Fetisch ist der Penis des Mannes, wie das des minderwertigen Organs der reale kleine Penis des Weibes, die Klitoris.

Gulliver-Phantasien[1]

Von

S. Ferenczi

Budapest

Herr Präsident, meine Damen und Herren!

Gestatten Sie, daß ich Ihnen zuerst für die Ehre danke, die Sie mir erwiesen, als Sie mich aufforderten, den einleitenden Vortrag in der Jahressitzung Ihrer erlesenen Gesellschaft zu halten. Ich nehme sie weniger als Ehrung für meine Person denn als Ehrung für die Psychoanalyse. Der Umstand, daß ich vor siebzehn Jahren mit Professor Freud zusammen in diesem Lande weilen durfte, ermöglicht mir einen Vergleich zwischen dem Zustand der Psychoanalyse im Jahre 1909 mit dem heutigen in Amerika wie in Europa. Außer dem wohlwollenden Interesse zweier großer amerikanischer Gelehrten, Dr. Stanley Hall und Dr. J. J. Putnam, wurde die Freudsche Methode nur von einer einzigen Person in Amerika vertreten, von Dr. A. A. Brill. Damals stand es in Europa allerdings nicht sehr viel besser. Wir waren nur eine Handvoll über die Welt verstreuter Pioniere, Generale ohne eine Armee; aber wir waren doch voller Hoffnung und voller Optimismus am Werke. Unser großer Reichtum an Hoffnung in jenen Tagen erinnert mich an die alte Anekdote vom Bettler, der seinen Besitz unter seine Söhne verteilt. Dem ersten sagt er „Du darfst in Deutschland betteln", dem zweiten „Du bekommst Ungarn", dem dritten weist er die Schweiz und dem vierten Amerika zu. Seither haben wir an Ansehen freilich gewaltig gewonnen und können uns einer ganzen Armee von psychoanalytisch interessierten Anhängern sowohl in Ihrem Lande als in Europa rühmen. — Diese Armee ist in Amerika anscheinend zahlreicher als in Europa, wenigstens finde ich das Interesse für Psychoanalyse bei analytisch nicht vorgebildeten Personen hier verbreiteter. Wenn ich dies begründen müßte, so wäre ich versucht, zu sagen,

---

1) Vortrag, gehalten bei der Jahressitzung der New York Society for Clinical Psychiatry am 9. Dezember 1926. Aus dem englischen Manuskript übersetzt von Rose Hilferding (Berlin).

daß das Freiheitsgefühl, das den amerikanischen Geist kennzeichnet, die aus bloßem Konservativismus ohne vorherige Prüfung erfolgende Ablehnung einer jungen Wissenschaft, wie man es an europäischen Universitäten versucht hat, unmöglich macht. Andererseits gestatten Sie mir wohl die Bemerkung, daß dieses Freiheitsgefühl nicht ohne schädliche Beimischung ist. Ich hatte Gelegenheit, mich mit einigen hervorragenden Amerikanern zu unterhalten, die mir sagten, ihr Freiheitsempfinden sträube sich gegen die außerordentlich wichtige Vorschrift Freuds, daß jeder, der Analytiker werden will, zuvor selbst eine Analyse durchgemacht haben müsse. Diese Haltung, fürchte ich, kann Sie aller Vorteile berauben, die Ihnen aus Ihrem Freiheitsempfinden erwachsen und Ihnen die Möglichkeit einer richtigen Wertung der Freudschen Methoden nehmen. Die größere Anzahl von gut ausgebildeten Analytikern in Europa und das Vorhandensein verschiedener Möglichkeiten zur analytischen Ausbildung an psychoanalytischen Instituten, die in Amerika nicht existieren, ist wohl der Grund für die weit größere Anzahl und Bedeutung der wissenschaftlichen Beiträge aus Europa.

Um diesen Vergleich abzuschließen, möchte ich nur noch folgende Bemerkungen machen. In Europa ist es Sitte geworden, sich einen großen Teil der Lebensarbeit Freuds einfach anzueignen und in neuer Aufmachung und mit neuer Terminologie als Originalarbeiten zu veröffentlichen. In der amerikanischen Literatur habe ich dergleichen nicht bemerkt. Andererseits scheint man in Amerika, vielleicht unter dem Druck der öffentlichen Meinung, viel leichter bereit, die verdünnten und verwässerten Lehren einzelner früherer Freud-Schüler anzunehmen als in Europa. Ich fand hier auch eine gewisse übertriebene Angst vor der Frage der Laienanalyse, vermutlich weil in Amerika die gefährlichen Kurpfuscher viel zahlreicher sind als bei uns. Unter dem Eindruck dieser Gefahr unterschätzen Sie anscheinend den Nutzen, der uns aus der Mithilfe wirklich gut ausgebildeter Laienanalytiker in der medizinischen Praxis wie in der sozialen und der Erziehungsarbeit erwächst. Der Ärztestand ist nicht zahlreich genug, um sich aller neurotischen Fälle, aller schwer erziehbaren Kinder und aller erwachsenen Verbrecher anzunehmen. Außerdem sind wir zur Zusammenarbeit mit analytisch geschulten nichtärztlichen Forschern, z. B. auf dem Gebiete der Ethnologie, Pädagogik, Geschichte und Biologie, gezwungen. Ich hoffe, daß sich diese Meinungsverschiedenheit zwischen Freud und seinen amerikanischen Schülern bald befriedigend lösen lassen wird.

Ich hatte zuerst die Absicht, Ihnen in meinem heutigen Vortrag eine allgemeine Darstellung des Verhältnisses zwischen Psychiatrie und Psychoanalyse zu geben. Aber damit hätte ich die bereits existierenden zahlreichen Essays über die Psychoanalyse, die Sie gelesen haben, nur

um einen vermehrt. Ich ziehe es daher vor, Ihnen an einem konkreten Beispiel zu zeigen, wie die Psychoanalyse mit einem spezielleren psychiatrischen Problem fertig wird. Der Gefahren dieses Experiments bin ich mir vollkommen bewußt. Indem ich Sie mitten in den Hexenkessel der psychoanalytischen Arbeit führe, werde ich sicherlich den Widerstand aller wachrufen, die nicht gewohnt sind, seelische Symptome mit dem analytischen Verständnis für Symbole zu betrachten. Ich hoffe, daß der dadurch hervorgerufene Widerstand nur ein vorübergehender sein und spätere Erfahrung Sie davon überzeugen wird, daß unsere Wissenschaft weder so mystisch noch so spekulativ ist, wie sie auf den ersten Blick erscheinen mag.

Gestatten Sie mir, nunmehr auf den Gegenstand der heutigen Vorlesung einzugehen. Sie alle haben schon Psychotiker beobachtet, die von Riesen und Zwergen halluzinierten, wobei diese Halluzinationen von Angst- und Furchtgefühlen begleitet waren. Zwerge und kleine Tiere erscheinen häufig in erschreckenden Massen. Mikroptische und makroptische illusionäre Verzerrungen der Umwelt sind zwar etwas seltener, aber bei Alkoholikern und Hysterikern nichts Ungewöhnliches. Die alten Lehrbücher der Psychiatrie haben im allgemeinen kaum den Versuch gemacht, diese Art von Symptomen zu erklären, und soweit sie dies überhaupt unternahmen, versuchten sie es auf rein physiologischer Grundlage. Eine entoptische Sensation erklärten sie beispielsweise durch Krämpfe in der Akkommodationsmuskulatur des Auges oder durch zirkulatorische Störungen in der Netzhaut bzw. in den optischen Gehirnzentren.

Wohl unter dem Einfluß der Freud'schen Lehren beginnen sich die Psychiater für diese Symptome von einem mehr psychologischen Gesichtspunkt aus zu interessieren. Manche von ihnen haben diese Symptome als liliputanische Halluzinationen bezeichnet.

Die tiefere, psychoanalytische Erklärung dieser Symptomatologie steht jedoch noch aus. Rückschauend auf zwei Jahrzehnte psychoanalytischer Arbeit, traue ich es mir zu, diese Frage ein wenig klären zu können. Den größten Teil meiner diesbezüglichen Erfahrungen habe ich aus den Träumen von Neurotikern gesammelt, zumal von solchen, die an Angstneurose litten. Die Träume, in denen Riesen und Zwerge erscheinen, tragen zumeist, wenn auch nicht durchwegs, einen ausgesprochenen Angstcharakter. Zuweilen wirken sie wie ein Alp, in anderen Fällen dagegen ist die Vergrößerung oder Verkleinerung einer Person, eines Tieres oder eines Gegenstandes nicht von einem Angst-, sondern eher von einem gewissen Lustgefühl begleitet. In Freuds Traumdeutung, der wichtigsten Quelle unserer psychologischen Kenntnisse vom Wesen des Traumes, finden wir eine

Erklärung für diesen Traumtypus. Freud lehrte uns, daß eine visuelle Disproportionalität stets irgendwie mit der frühesten Kindheit zusammenhänge. Meine Erfahrungen haben diese Auffassung vollauf bestätigt. Das plötzliche Erscheinen von Riesen oder vergrößerten Gegenständen ist immer das Überbleibsel einer Kindheitserinnerung, die zu einer Zeit entstanden war, als uns infolge unserer eigenen Kleinheit alle übrigen Gegenstände riesengroß erschienen. Die ungewöhnliche Verkleinerung von Gegenständen und Personen hingegen ist die Folge von kompensatorischen Wunscherfüllungsphantasien des Kindes, das die Proportionen der furchterregenden Umgebung auf ein möglichst geringes Maß reduzieren möchte. In vielen Träumen ist die Verkleinerungs- oder Vergrößerungstendenz nicht so deutlich, weil die verkleinerten oder vergrößerten Personen nicht als Lebewesen erscheinen, sondern in symbolischer Entstellung. Träume von Landschaften mit Bergen und Tälern zum Beispiel, die männliche oder weibliche Körper oder Körperteile darstellen, könnte man psychoanalytisch als liliputanische Träume bezeichnen, wenn wir die Größenverhältnisse des Träumers mit den Größenverhältnissen der symbolisch von der Landschaft dargestellten Personen oder Organe vergleichen. Der Symbolismus von Treppenhäusern, Häusern und tiefen Schächten als Muttersymbole, die Erscheinung des Vaters oder seines Geschlechtsorgans in Form eines riesigen Turmes oder Baumes weist gewisse Analogien mit den Gulliverschen Phantasien auf. Eines der häufigsten Traumbilder ist die Rettung einer Person aus dem Wasser, der See oder einem tiefen Brunnen, die den Mutterleib symbolisieren. Diese Rettungsträume sind von Freud als symbolische Geburtsträume gedeutet worden. In anderen Fällen, wo der Traum ein Eindringen in Keller oder unterirdische Räumlichkeiten, Klettern, Auf- und Abfahren in Fahrstühlen usw. darstellt, erklärt ihn Freud als eine Verzerrung der Koitusphantasie, gewöhnlich des Koitus mit einer besonders respektierten weiblichen Person. Nach meiner Erfahrung sind die Geburtsphantasien, die durch Rettung aus dem Wasser oder Ersteigen von bzw. Versinken in Gruben dargestellt werden, in den meisten Fällen doppelt zu deuten. Die oberflächlichere Deutung, die von dem Patienten ohne weiteres angenommen, zuweilen sogar von ihm spontan angeboten wird, ist die Geburtsphantasie. Die verborgenere und nicht so leicht akzeptierte Überdeterminierung ist die Phantasie über den sexuellen Verkehr mit einer besonders geschätzten Frau, deren Verehrungswürdigkeit und Gefährlichkeit für uns durch die große Proportion des Symbols dargestellt wird. Die Entstellung der Geschlechtsverkehrsphantasien in eine symbolische Geburt wird dadurch bedingt, daß es dem Träumer gelungen ist, seine Geschlechtsorgane durch seinen ganzen Körper

zu ersetzen. Das ist meiner Meinung nach das Hauptmotiv der liliputanischen Träume.

Sie wissen wahrscheinlich, daß Freud selbst der erste war, der die Bedeutung der Mutterleibsphantasien für das Unbewußte erkannte. Ich habe später die Bedeutung dieser Phantasien zu einer Genitaltheorie erweitert, in der ich auseinandergesetzt habe, daß der Geschlechtsakt symbolisch den Wunsch darstellt, in die Mutter zurückzukehren. Diese Phantasien über die Rückkehr in den Mutterleib oder über das Geborenwerden aus der Mutter erhöhte nun Rank zum Zentralproblem der ganzen Neurosenpsychologie. Er glaubt, daß das „Trauma der Geburt" sowohl die psychologische Entwicklung des Gesunden wie die Symptomatologie des Neurotikers bestimme. Freud lehnt, ebenso wie auch ich, diese einseitige, übertriebene Auffassung ab. Ebensowenig vermögen wir der neuen therapeutischen Technik zu folgen, die Rank auf seine Theorie vom Geburtstraum aufbaut.[1] Er scheint dabei viele seiner eigenen wertvollen Beiträge zur Traumpsychologie, speziell zur Überbestimmtheit des Trauminhalts und der neurotischen Symptome, vergessen zu haben. Selbst in Fällen, in denen er die komplizierten Strukturen der Traumfabrikation berücksichtigt, unterwertet er die wirkliche Bedeutung des sexuellen Elements und des Kastrationskomplexes und ist allzu geneigt, jede Assoziation und jede Phantasie des Patienten, die an das Geburtstrauma anklingt, wortwörtlich zu nehmen.

Erfahrungen mit Gulliverschen Phantasien und Symbolen bei Neurotikern bewiesen mir auf ganz unmißverständliche Weise, daß die Phantasien über die Geburt oder die Rückkehr in den Mutterleib im allgemeinen eine Flucht vor dem sexuellen Trauma zu der weniger schrecklichen Vorstellung des Geborenwerdens bedeuten. Eine meiner letzten Patientinnen träumte beispielsweise häufig, sie würde in einer Höhle lebendig begraben oder sie sei ein winziges Persönchen, das rhythmisch über die Speichen eines sich ganz schnell drehenden Rades hüpfen müsse, dauernd in Gefahr von dem Rade zerquetscht zu werden. Manchmal überfällt sie auch die Versuchung, aus dem Fenster zu springen. Alle diese Traumphantasien und Impulse werden von der Patientin selbst als Geburtsvorstellungen erklärt, aber die genauere Analyse hat gezeigt, daß der ganze Komplex von Geburts- und Mutterleibsphantasien nur die liliputanische Entstellung sexueller Versuchungen war. Dieselbe Patientin träumte häufig von winzigen schwarzen Männlein, und in einer ihrer Assoziationsphantasien fühlte sie den Drang, sie alle aufzuessen. Auf diesen Gedanken assoziierte sie ganz

1 S: Zur Kritik der Rankschen „Technik der Psychoanalyse" (Diese Zeitschr., Bd. XIII, 1927.)

spontan das Essen von schwarzen Fäzes und dann das Beißen und Verzehren eines männlichen Gliedes. Durch dieses Aufessen fühlte sie ihren ganzen Körper gewissermaßen in einen männlichen Penis verwandelt; als solcher konnte sie in ihren unbewußten Phantasien mit Frauen geschlechtlich verkehren. Diese Assoziationen enthüllen die männliche Veranlagung der Patientin sowie die Tatsache, daß ihre winzigen Traumgeschöpfe nicht bloß die Geburt, sondern in tieferem Grunde ihre sexuellen Neigungen und ihren Penisneid darstellen.

Einer meiner männlichen Patienten erinnert sich, in seinen jugendlichen Masturbationsphantasien ein kleines weibliches Phantasiegeschöpf benützt zu haben, das er dauernd in der Tasche bei sich trug, von Zeit zu Zeit herausnahm und mit ihm spielte. Derselbe Patient hatte sein ganzes Leben hindurch und auch während der Analyse eine Menge Träume, in denen er sich in ein riesiges Zimmer versetzt sah. Sie werden schon erraten haben, daß die sexuelle Potenz dieses Mannes sehr gering war. Er gehört zu denen, die entweder an ejaculatio praecox oder an völliger Erektionsunfähigkeit bei einer verehrten und gebildeten Frau leiden und nur bei Prostituierten potent sind. Das sind nur einige der vielen Beispiele, die mir bewiesen haben, daß die liliputanischen Mutterleibsphantasien charakteristisch sind für solche Personen, deren sexuelle Entwicklung nicht so normal verlief, daß sie im Geschlechtsakt den Penis zu einem vollwertigen Äquivalent des ganzen Körpers erhoben hätten. Auch Freud kam zu der Schlußfolgerung, daß entsprechend meiner Genitaltheorie Personen, die diese Stufe sexueller Wirklichkeit nicht erreichen können, Phantasien vorziehen, in denen sie das Geschlechtsorgan durch ihren ganzen Körper ersetzen.

Ein Patient mit sehr schwerer Zwangsneurose erzählte mir von seinen Masturbationsphantasien; er hätte sich dabei immer als großen Mann geträumt, der von einem ganzen Harem winziger Frauen umgeben war, die ihn bedienten, ihn wuschen, ihn streichelten, seine Schamhaare kämmten und dann mit seinen Geschlechtsorganen spielten, bis die Ejakulation erfolgte. Bei den beiden zuletzt angeführten Patienten ist die wirkliche Angst die Kastrationsfurcht, die mit der Idee des Geschlechtsverkehres verbunden ist, und die Gulliverschen sowie Mutterleibsphantasien sind nur Verschiebungsersatz für die peinliche Vorstellung, wegen inzestuöser Gelüste kastriert zu werden.

Die Phantasien über das Geburtstrauma lassen sich sehr gut den Prüfungsträumen vergleichen, die bei impotenten Neurotikern häufig in der Nacht vor einem sexuellen Vorhaben, dem sie sich nicht gewachsen fühlen, vorkommen. In der Regel träumen sie voller Angst davon, aus einem Gegenstand geprüft zu werden, auf den sie in Wirklichkeit vorzüglich vorbereitet

waren, ja, das Examen bereits erfolgreich bestanden haben. Auch die Geburtserfahrung ist für uns alle ein erfolgreich bestandenes Examen, das sich daher dazu eignet, als weniger schrecklicher Ersatz für eine reale und aktuelle, gefürchtete Sexualaufgabe und die mit ihr verbundene Kastrationsdrohung zu dienen. Der Vergleich von liliputanischen und Geburtsphantasien mit Examensträumen ist, wie ich glaube, auch in der Hinsicht stichhaltig, daß wir auf kein anderes Trauma so gut vorbereitet waren, wie auf die Geburt. Die Geburt selbst ist allerdings ein Schock, wie es Freud selbst als erster betont hat, aber die Vorbereitung zu den Schwierigkeiten des extrauterinen Lebens und die große Sorgfalt, die der mütterliche Instinkt dem Kinde unmittelbar nach der Geburt angedeihen läßt, machen dieses Trauma so sanft als möglich. Hingegen scheinen weder Vater noch Mutter einen Instinkt geerbt zu haben, der dem Kinde bei dessen sexueller Entwicklung behilflich wäre. Im Gegenteil, die Eltern pflegen durch ihre Kastrationsdrohungen die Kinder einzuschüchtern, und dies ist das wichtigste und größte „Trauma", das zu Neurosenbildungen führt. — Vorübergehende oder „passagère" Symptome, die ich bei Analysen beobachtet habe, enthüllten zuweilen eine plötzliche Verschiebung von Genitalempfindungen oder Geschlechtserregungen auf die ganze Körperoberfläche; beispielsweise erfolgte die hysterische Konversion der Erektion in den Blutandrang zum Kopf. In einer ganzen Reihe von Fällen verdrängter männlicher Homosexualität zeigte es sich, daß in Momenten sexueller Erregung die ganze Hautoberfläche vor Hitze glühte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die deutsche Bezeichnung „warmer Bruder" auf dieses Symptom zurückzuführen ist. In einigen anderen Fällen berichtete man mir von der plötzlichen Starre der gesamten Körpermuskulatur als Ersatz für eine Erektion. Die gleiche Erklärung fand ich für manche Fälle von neurotischer Rückensteifigkeit oder vorübergehenden Beinmuskelkrämpfen. Möglicherweise ist diese Art von hysterischen Konversionssymptomen der physiologische Untergrund, auf dem sich der psychische Überbau der Gulliverschen Phantasien erhebt.

Wie ich schon sagte, ist die Neigung zur Vergrößerung und zur Verkleinerung des männlichen Körpers fast ebenso häufig wie zu der des weiblichen. Das Assoziationsmaterial von Patienten mit derartigen Phantasien ist bei männlichen Kindern deutlich mit der Angst des Kindes vor dem riesigen Vater verknüpft, die aus dem Vergleiche der eigenen Genitalorgane mit denen des Vaters herrührt.

Die Furcht vor Kastration und Verstümmelung, etwa die Angst vor Aufgegessen- oder Verschlungenwerden, ist im Unbewußten anscheinend noch größer als die Angst vor dem Tode. So lange wir nicht verstümmelt sind,

betrachtet das Unbewußte das Begraben-, Ertränkt- oder Verschlungenwerden immerhin noch als eine Art Existenz *in toto*. Das Unbewußte vermag anscheinend die Vorstellung nicht zu fassen, daß der Tod ein völliges Aufhören der Existenz bedeutet, während selbst die leise symbolische Andeutung einer Verstümmelung, wie Haar- und Nägelschneiden, Drohung mit Schwert, Messer oder Schere, ja auch nur mit dem Zeigefinger, eine intensive reaktive Kastrationsangst auslösen kann. Der kleine Knabe denkt sich in seinen Träumen und Phantasien lieber als Zwerg, der von dem furchtbaren Vater gefressen wird, wobei aber sein Genitalorgan vor Kastration bewahrt bleiben kann, als daß er sich vorstellte, daß er von natürlicher Größe ist, aber seine Genitalien der Gefahr einer Verstümmelung ausgesetzt sind. Ebenso zieht das kleine Mädchen die orale Phantasie des Gefressenwerdens mit intakten Genitalorganen der Vorstellung vor, von einem männlichen Glied an ihren Geschlechtsorganen geschädigt zu werden (was das volle Zugeben der Penislosigkeit bedeuten würde).

Ich muß gestehen, daß ich nicht den Mut besessen hätte, Ihnen von all diesen nur aus Träumen rekonstruierten und auf Äußerungen von Patienten gegründeten unbewußten Phantasien zu erzählen, wenn ich nicht die Gewißheit hätte, daß gerade Sie als Psychiater häufig Gelegenheit gehabt haben müssen, sich von der Existenz aktiver und passiver Kastrationstendenzen, die sich in Psychosen oft ganz deutlich manifestieren, zu überzeugen. Die theoretische Erklärung für diese hohe Einschätzung des Penis versuchte ich in meiner Monographie „Versuch einer Genitaltheorie“[1] zu geben, in der ich nachwies, daß das Geschlechtsorgan, speziell der Penis und die Klitoris, das Lustreservoir des ganzen Individuums ist und von dem Ich als eine Art zweiter Persönlichkeit geschätzt wird, die ich als libidinöses Ich bezeichnet habe. Sie wissen, wie oft Kinder und der Volksmund das Geschlechtsorgan mit Kosenamen belegen, als ob es ein selbständiges Lebewesen wäre.

Um die Monotonie dieser etwas trockenen und theoretischen Beweisführung zu beleben, möchte ich Ihnen einige Stellen aus den beiden ersten Reisen unseres Freundes und Kollegen Gulliver ins Gedächtnis rufen, in der Hoffnung, daß vielleicht durch sie die Wahrscheinlichkeit meiner Konstruktionen etwas gesteigert wird.

Nehmen wir die Beschreibung vom Erwachen Gullivers im Lande der Liliputaner: „Als ich erwachte, war es gerade hell geworden. Ich versuchte aufzustehen, aber ich war außerstande, mich zu rühren, denn da ich auf dem Rücken lag, so entdeckte ich, daß meine Arme und Beine auf beiden

1) Internationale Psychoanalytische Bibliothek, 1923.

Seiten kräftig an den Boden gefesselt waren, und auch mein langes und dichtes Haar war ebenso gebunden. Ich fühlte auch, daß von meinen Achselhöhlen an bis zu den Schenkeln hinunter mehrere dünne Fesseln quer über meinen Körper liefen. Ich konnte nur nach oben sehen; die Sonne begann zu brennen und das Licht tat meinen Augen weh. Ich hörte rings um mich ein wirres Geräusch, aber in meiner Lage konnte ich nichts als den Himmel sehen. Bald darauf spürte ich, wie sich auf meinem linken Bein etwas Lebendiges bewegte, was vorsichtig über meine Brust weiterstieg und fast bis an mein Kinn herantrat; als ich nun meine Augen, soweit ich konnte, nach unten drehte, erkannte ich in ihm ein menschliches Wesen von nicht ganz sechs Zoll Höhe, das Pfeil und Bogen in den Händen und einen Köcher auf dem Rücken trug. Zugleich bemerkte ich, daß dem ersten mindestens vierzig weitere derselben Art (so vermutete ich) folgten. Ich war aufs höchste erstaunt und brüllte laut auf, so daß sie alle voll Entsetzen flohen, und einige von ihnen, so erzählte man mir später, erlitten, als sie von meiner Seite zu Boden sprangen, im Sturz allerlei Verletzungen."

Diese Beschreibung hat eine große Ähnlichkeit mit den Spukgestalten unserer neurotischen Patienten, die uns so häufig erzählen, wie sie von kleinen, auf ihrer Brust sitzenden Tieren und Menschlein erschreckt werden.

Jemand, der alles durch das Geburtstrauma erklären will, würde vielleicht den Nachdruck auf ein anderes Detail legen, auf eine verdächtige Zahl, die auf Seite 89 dieser Ausgabe[1] angegeben ist. Gulliver berichtet dort, er habe neun Monate und dreizehn Tage im Lande der Liliputaner gelebt, was genau der Dauer der Schwangerschaft entspricht. Dagegen können wir wiederum die Tatsache anführen, daß die kleinen Liliputaner gerade sechs Zoll lang sind, und daß diese Zahl in anderer Hinsicht verdächtig ist, zumal da Gulliver gelegentlich sagt, die Liliputaner seien „etwas länger als mein Mittelfinger" und weiter, er könne sich in dieser Schätzung nicht täuschen, denn „ich habe sie oft genug in der Hand gehabt". (Er meint die Liliputaner!)

Etwas weiter sagt er: „Zweihundert Näherinnen waren damit beschäftigt, mir Hemden und Wäsche zu machen . . . Sie nahmen mir Maß, wenn ich am Boden lag; eine trat neben meinen Hals, die andere an die Mitte meines Beines . . . Dann maßen sie meinen rechten Daumen und mehr verlangten sie nicht; denn nach einer mathematischen Berechnung ist der doppelte Umfang des Daumens der einfache Umfang des Handgelenkes und so fort bis zum Hals und Gürtel . . ." Es ist bezeichnend, daß gerade

1) Swift, Gullivers Travels, Tauchnitz Edition.

ein Finger, das typische Genitalsymbol, als Maßstab des ganzen Körpers genommen wird. Es wird Ihnen, wie seinerzeit auch mir, die Ähnlichkeit dieser Phantasie, von so viel kleinen Weibchen bedient zu werden, mit den Masturbationsphantasien des einen meiner Patienten auffallen. — Die starken exhibitionistischen Neigungen Gullivers und wie sehr er wünschte, von den Liliputanern ob der Größe seines Genitalorgans bewundert zu werden, offenbart sich sehr deutlich in der folgenden Beschreibung einer Parade, welche die Liliputanerarmee ihm zu Ehren abhielt: „Der Kaiser wünschte, daß ich meine Beine so weit spreizte, wie es ohne Unbequemlichkeit angängig war, und mich dann gleich einem Kolossus aufstellte. Hierauf befahl er seinem General . . ., die Truppen in geschlossener Ordnung aufzustellen und unter mir durchziehen zu lassen; . . . und zwar sollte das unter dem Wirbel der Trommeln mit fliegenden Fahnen und eingelegten Lanzen geschehen . . . Seine Majestät befahl bei Todesstrafe, daß jeder Soldat im Hinblick auf meine Person den strengsten Anstand wahren sollte; was freilich ein paar der jüngeren Offiziere nicht hinderte, die Augen emporzuheben, als sie unter mir durchschritten . . . Und um die Wahrheit zu gestehen, so war meine Hose damals in so schlechtem Zustand, daß sie nicht wenig Gelegenheit für Gelächter und Verwunderung ergab.“ Klingt dies nicht genau wie die Trostphantasie oder der Trosttraum eines Impotenten, der im Wachen unter der Vorstellung eines zu kleinen Penis leidet und sich infolge seines Minderwertigkeitsgefühles scheut, seinen Penis zu zeigen und sich im Traum an der Bewunderung derer erlabt, deren Penis noch kleiner ist als der seine?

Ein noch schlimmeres Vergehen bringt Gulliver in höchste Todesgefahr. Ich meine sein Urinieren vor der Kaiserin. Wie Sie vielleicht wissen, ist Königin oder Kaiserin eines der typischen Symbole der Mutter. In den Gemächern der Kaiserin bricht ein Feuer aus, das die Liliputaner nicht zu löschen vermögen. Zum Glück ist unser Held Gulliver bei der Hand und erfüllt diese heldenhafte Aufgabe in folgender Weise: „Ich hatte am Abend zuvor reichlich von einem köstlichen Wein getrunken . . ., der sehr urintreibend wirkt. Infolge des glücklichsten Zufalls von der Welt hatte ich noch nicht den geringsten Teil wieder von mir gegeben. Die Hitze, in die ich durch die große Nähe der Flammen und durch die Anstrengung, mit der ich sie zu löschen suchte, geraten war, bewirkte, daß der Wein mich trieb, Urin zu lassen; und ich entleerte ihn in solcher Menge und richtete ihn so trefflich auf die gefährdeten Punkte, daß der Brand in drei Minuten völlig gelöscht war . . .“

Jedermann, der mit der Ausdrucksweise des Unbewußten vertraut ist, wird wissen, daß eine Brandlöschung im Hause einer Frau, noch dazu durch

Hineinurinieren, die kindliche Vorstellung vom Geschlechtsverkehr darstellt, in der die Frau durch das Haus symbolisiert wird. Die von Gulliver erwähnte Hitze ist das Symbol des leidenschaftlichen Verlangens des Mannes, (das Feuer ist gleichzeitig ein Symbol der Gefahren, denen sich das Geschlechtsorgan aussetzt). Und wirklich folgt die Strafdrohung der Missetat auf dem Fuße und charakteristischerweise kommt sie vom Kaiser, diesem typischen Vatersubstitut. „. . . so konnte ich doch nicht sagen, wie übel seine Majestät die Art aufnehmen würde, auf die ich ihn vollbracht habe. Denn nach den Grundgesetzen des Reiches stand die Todesstrafe darauf, wenn irgend jemand, wes Standes er auch sein mochte, innerhalb der Bezirke des Palastes Wasser ließ . . .“ „Man versicherte mir insgeheim, daß die Kaiserin in hellstem Abscheu vor meiner Tat den entlegensten Flügel des Schlosses bezogen hatte . . ., und . . . daß sie es sich . . . nicht versagen konnte, Rache zu geloben.“ Die Todesstrafe wird ihm zwar durch des Kaisers Gnade erlassen, aber einer Bestrafung anderer Art kann er nicht entgehen. Das Urteil lautet wie folgt: „Zwar hat der besagte Quimbus Flestrin (Menschberg)“, so nannten die Liliputaner Gulliver, „in offener Übertretung des genannten Gesetzes, unter dem Vorwand, er wolle das Feuer im Gemach der geliebten Kaiseringemahlin löschen, tückisch, verräterisch und teuflisch besagtem Feuer in besagten Gemächern durch Entleerung von Urin Einhalt getan, während er lag und anwesend war in den Bezirken des besagten königlichen Palastes“, aber gemäß seiner barmherzigen Veranlagung hat der Kaiser ihn nur zum Verlust der Augen verurteilt, was seine Körperkraft nicht hemmen und ihm weiter ermöglichen würde, sich seiner Majestät nützlich zu erweisen. Die Strafe ist, wie Sie sehen, die gleiche, die König Ödipus sich selbst als Strafe für das sexuelle Zusammenleben mit seiner Mutter auferlegt hatte. Zahllose psychoanalytische Erfahrungen beweisen übrigens ganz unzweideutig, daß das Ausstechen der Augen eine symbolische Verzerrung der Kastrationsstrafe bedeuten kann.

Aber selbst in dieser Todes- und Verstümmelungsgefahr kann sich unser Held Gulliver das Vergnügen nicht versagen, eine Begründung des Urteilsspruchs anzuführen, nämlich daß er nicht nur imstande war, „das Feuer durch Entleerung von Urin in die Gemächer Ihrer Majestät zu löschen . . ., sondern zu anderer Zeit auf dieselbe Art und Weise eine Überschwemmung herbeiführen könnte, um den ganzen Palast zu ertränken“.

Bekanntlich gelang es Gulliver, den ihm so feindlich gewordenen Liliputanern zu entfliehen, aber das Schicksal verfolgte ihn weiter, und bei der nächsten Reise fiel er den Riesen von Brobdingnag in die Hände. Schon die erste Erfahrung mit einem der dortigen Eingeborenen ist eine

symbolische Darstellung der Kastrationsgefahr. „Der Mann war so groß wie ein durchschnittlicher Kirchturm und hatte eine Sichel in der Hand, die etwa so groß wie sechs Sensen war. Gulliver wäre beinahe von der Sichel entzweigeschnitten worden, aber da schrie er in seiner Furcht auf, so laut er nur konnte, worauf ihn die riesige Gestalt mit Zeigefinger und Daumen packte, wie eine Kuriosität betrachtete und ihn dann als Spielzeug seiner Frau und seinen Kindern schenkte. Er rief seinem Weibe und zeigte mich ihr; sie aber schrie auf und lief davon, wie es in England Frauen tun, wenn sie eine Kröte oder eine Spinne sehen."

Der Abscheu der Frauen vor Spinnen, Kröten und kleinen Kriechtieren ist als hysterisches Symptom wohl bekannt. Ein Anhänger der Theorie des Geburtstraumas würde sagen, diese Angst sei nur dadurch bedingt, daß die kleinen Würmer das Symbol für kleine Kinder seien, die in das Genitalorgan hinein- oder aus ihm herauskriechen könnten. Meine analytischen Erfahrungen jedoch weisen alle auf die Idee F r e u d s hin, daß die tiefere Bedeutung der kleinen Tiere, besonders solcher, die sich rhythmisch bewegen, in Wirklichkeit eine symbolische Darstellung des Genitalorgans und der Genitalfunktion sei, ihr Anblick oder ihre Berührung daher den gleichen Ekel hervorrufe, der die primäre Reaktion der Frau auf die erste Berührung mit Genitalien ist. Ich würde nicht zögern, einen Traum, der eine solche Szene enthält, als die Identifizierung eines ganzen (hier tierischen) Körpers mit dem männlichen Geschlechtsorgan zu deuten und ihn den Fällen an die Seite zu stellen, in denen die Frauen in ihren Träumen oder Phantasien durch kleine Geschöpfe oder kleine Männergestalten beunruhigt werden.

Da er ein Spielzeug wurde, hatte Gulliver Gelegenheit, die intimsten Funktionen der Riesenfrauen und -mädchen aus nächster Nähe zu beobachten, und er ist unermüdlich in der Schilderung der fürchterlichen Eindrücke, die die monströsen Dimensionen in ihm hervorriefen. Nehmen wir zum Beispiel die Beschreibung, die er von der weiblichen Brust gibt: „Ich muß gestehen, daß ich mich noch nie so geekelt habe, wie bei dem Anblick ihrer ungeheuren Brust; ich weiß gar nicht, womit ich sie vergleichen soll, um dem wißbegierigen Leser von ihrem Umfang, ihrer Gestalt und Farbe eine Vorstellung zu geben. Sie ragte sechs Fuß vor und konnte nicht weniger als sechzehn Fuß Umfang haben. Die Warze war etwa halb so groß wie mein Kopf, und die Farbe sowohl der Warze wie des Hofes war so mit Flecken, Sommersprossen und Finnen übersät, daß nichts ekelhafter aussehen konnte; ich sah sie ganz nah, denn sie setzte sich, um das Kind bequemer säugen zu können, und ich stand auf dem Tisch. Ich mußte an die weiße Haut

unserer englischen Damen denken, die uns so schön erscheinen, weil sie von unserer Größe sind und weil man ihre Mängel nur durch ein Vergrößerungsglas sehen kann; da freilich lehrt uns die Erfahrung, daß die glätteste und weißeste Haut rauh und grob und mißfarben aussieht."

Es wäre meiner Meinung nach eine bei den Haaren herbeigezogene Deutung, wenn wir die Angst vor den großen Löchern in der Frauenhaut mit der Erinnerung an das Geburtstrauma erklären wollten. Es ist viel wahrscheinlicher, daß Gulliver einen Männertypus verkörpert, dessen sexueller Mut in Gegenwart einer jungen, zarthäutigen, englischen Dame schwindet, und der sich lieber über die Schwere der zu erfüllenden Aufgabe und die Reizlosigkeit des Gegenstandes seiner Liebe beklagt, als daß er sich seine eigene Unzulänglichkeit eingesteht. — Ein interessanter Kontrast zu der heroischen Feuerlöschaktion wird in einem späteren Kapitel gegeben, in einer Szene, in der Gulliver sich genötigt fühlt, in Gegenwart einer der Riesenfrauen Urin zu lassen. Er winkte ihr, nicht hinzusehen und ihm nicht zu folgen; dann versteckte er sich zwischen zwei Sauerampferblättern und befriedigte dort die Bedürfnisse der Natur. Ferner berichtet er, daß die jungen Ehrendamen ihn oft aus bloßem Vergnügen betrachteten und befühlten. „Sie zogen mich oft vom Scheitel bis zur Sohle nackt aus und legten mich in voller Länge zwischen ihre Brüste, wovor ich mich sehr ekelte. Denn, um die Wahrheit zu sagen, so entstieg ihrer Haut ein sehr unangenehmer Geruch. Ich sage das nicht, um diesen ausgezeichneten Damen, vor denen ich jede Achtung habe, etwas anzuhängen . . . Am meisten beunruhigte es mich bei diesen Ehrendamen . . ., daß sie mich ganz ohne Förmlichkeiten als ein Geschöpf behandelten, das in keiner Weise zu beachten war. Sie zogen sich in meiner Gegenwart splitternackt aus und legten ihre Hemden ab, während ich genau vor ihren nackten Leibern auf dem Toilettetisch stand; und freilich war das für mich keineswegs ein verführerischer Anblick, und es löste in mir keinerlei andere Erregungen aus als die des Grauens und des Abscheus. Ihre Haut erschien mir, wenn ich sie aus der Nähe sah, als rauh, uneben und scheckig; und überall lag hier und da ein tellergroßes Mal und Haare hingen daraus hervor, die waren dicker als Bindfäden; nicht zu reden erst von dem Rest ihrer Gestalt. Sie besannen sich auch keineswegs, in meiner Gegenwart zu entleeren, was sie getrunken hatten; und oft war es eine Menge von wenigstens zwei Oxhoften; und das Gefäß faßte mehr als drei Stückfässer. Die hübscheste unter diesen Ehrendamen, ein angenehmes, lustiges Mädchen von sechzehn Jahren, setzte mich zuweilen rittlings auf eine ihrer Brustwarzen; und so machte sie noch viele andere Scherze, die ich nicht allzu sehr bis ins einzelne schildern will, was der Leser gewiß entschuldigt.

Mir mißfiel das alles so sehr, daß ich Glumdalklitsch anflehte, irgend eine Entschuldigung zu ersinnen, damit ich jene junge Dame nicht mehr zu sehen brauchte."

Sie wissen sicherlich, daß nach den Erfahrungen der Psychoanalyse zwei in der gleichen Nacht geträumte Träume sich häufig gegenseitig illustrieren. Das gleiche könnte man von den beiden ersten Kapiteln von „Gullivers Travels" behaupten. Die Abenteuer bei den Liliputanern stellen den Wunscherfüllungsteil des Traumes dar, eine Beschreibung der eigenen Größe und männlichen Potenz. Die schrecklichen Erfahrungen in Brobdingnag erhellen uns die Motive der Selbstvergrößerungstendenz, d. h. die Angst vor dem Versagen im Wettbewerb und Kampf mit anderen Männern und die Impotenz gegenüber den Frauen.

Natürlich finden sich in dieser zweiten Reise auch Andeutungen von Geburts- und Mutterleibssituationen. Während der ganzen Dauer seines Aufenthaltes im Lande der Riesen wird Gulliver von einem jungen Mädchen in einer Reiseschachtel herumgetragen, in der an den vier Enden der Decke mit seidenen Stricken eine Hängematte befestigt ist, um die Stöße abzuschwächen; und die Art, wie er schließlich dem gefährlichen Lande der Riesen entkam, ist noch bezeichnender. Er erwachte aus dem Schlaf und fühlte, wie seine Schachtel sehr hoch in die Luft emporgehoben und mit ungeheurer Geschwindigkeit vorwärts getragen wurde. „Der erste Stoß hätte mich fast aus meiner Hängematte herausgeschleudert, nachher aber war die Bewegung sehr glatt . . . Jetzt begann ich zu merken, in welcher grauenhaften Lage ich war. Irgendein Adler hatte mit dem Schnabel den Ring meiner Schachtel gepackt, um sie wie eine Schildkröte in ihrer Schale auf irgendeinen Felsen fallen zu lassen und meinen Leib herauszupicken und zu verschlingen." „Ich hörte, wie anscheinend dem Adler mehrere Schläge oder Stöße versetzt wurden . . ., und dann fühlte ich plötzlich, wie ich über eine Minute lang senkrecht hinunterstürzte, und zwar mit so unglaublicher Geschwindigkeit, daß mir fast der Atem verging. Mein Fall endete mit einem furchtbaren Klatschen, das mir lauter in den Ohren gellte als der Katarakt des Niagara; dann war ich eine weitere Minute lang ganz im Dunkeln, und schließlich stieg meine Schachtel so hoch, daß ich oben durch meine Fenster Licht sehen konnte. Ich merkte jetzt, daß ich ins Meer gefallen war . . . Ich stieg mit vieler Mühe aus der Hängematte . . ., um Luft hereinzulassen, denn ich erstickte fast vor Atemnot. Wie oft wünschte ich nun, bei meiner lieben Glumdalklitsch zu sein (so hieß das Mädchen, daß ihn herumtrug und dessen Spielzeug er war), von der mich eine einzige Stunde so weit getrennt hatte!"

Kein Analytiker würde etwas dagegen einwenden, wenn man dieses

Entkommen als Geburtsphantasie zu deuten versuchte, als das natürliche Ende der Schwangerschaft, die durch das Herumtragen in der Schachtel dargestellt wird. Hingegen haben wir in den Träumen gleicher Art keinerlei Anhaltspunkt dafür, daß diese Szene Details der individuellen Geburt darstellt, wie Rank annimmt. Es ist viel wahrscheinlicher, daß Gulliver und die anderen von Geburtsphantasien träumenden Personen ganz reale sexuelle Gefahren, denen sie sich nicht gewachsen fühlen, zu Schädigungen aus der Kindheit oder gar des Fötallebens verwandeln und verkleinern. — Fast als ob der Autor uns nicht im Zweifel darüber lassen wollte, daß in Gullivers erster Reise der gesamte Körper wirklich das männliche Glied und den Geschlechtsverkehr darstellt, fügt er der Beschreibung des Entkommens noch hinzu, eines der wenigen Andenken, die er von der Riesenmutter gerettet habe, sei „ein goldener Ring, den sie mir in sehr liebenswürdiger Weise zum Geschenk gemacht hatte, indem sie ihn vom kleinen Finger zog und mir wie ein Halsband über den Kopf warf". Folkloristen und Psychoanalytiker sind übereinstimmend der Ansicht, daß die Sitte des Eheringes eine symbolische Darstellung des Geschlechtsaktes ist, wobei der Ring das weibliche und der Finger das männliche Geschlechtsorgan bedeutet, und wenn die Riesin ihren Ring vom kleinen Finger zieht und ihn Gulliver um den Hals wirft, so drückt sie durch diese Geste lediglich aus, daß nur Gullivers Kopf ausreichen würde, die sexuelle Aufgabe zu erfüllen, zu der normalerweise ein Glied von Fingergröße genügt.

Die bemerkenswerte Vieldeutigkeit, die alle genialen Schöpfungen auszeichnet, hat es mit sich gebracht, daß Gullivers Reisen die verschiedensten Deutungen erfuhren, die trotz ihrer Oberflächlichkeit einer tatsächlichen Grundlage nicht ganz entbehren. Walter Scott erzählt uns in seiner kurzen Biographie von Jonathan Swift, des Autors des „Gulliver", wie die verschiedenen Gesellschaftsklassen auf Gullivers Reisen reagiert haben. Die Leser der höheren Gesellschaftskreise sahen in ihnen eine persönliche und politische Satire, das gewöhnliche Volk spannende Abenteuer, romantische Personen bewunderten das Element des Übernatürlichen darin, junge Leute liebten seine Klugheit und seinen Witz, nachdenkliche Personen nahmen sie für moralische und politische Lehren. Das vernachlässigte Alter und der enttäuschte Ehrgeiz jedoch fanden in dem Buche nur die Maximen einer traurigen und verbitterten Menschenfeindlichkeit.

Ich könnte diese Kommentare als vorbewußte Deutungen bezeichnen, während die Psychoanalyse auch den unbewußten Sinn der Reisen erklären will. Vielleicht verhilft uns das Studium der Lebensgeschichte Jonathan Swifts zu einer Entscheidung über den Wert oder Unwert unserer Deutung. Ich kenne eine große Anzahl von Schriftstellern, die dem

Studium dieser ungewöhnlichen Persönlichkeit ganze Bände gewidmet haben, aber Hanns Sachs ist meines Wissens der einzige Psychoanalytiker, der Swift zum Gegenstand einer psychoanalytischen Studie gemacht hat. Doch selbst die ganz flüchtigen Einblicke, die ich selbst in Swifts Lebensgeschichte machen konnte, geben uns Daten, die meine Auffassung der Vergrößerungs- und Verkleinerungsphantasien in Gullivers Reisen unterstützen. Ich will einige der wichtigsten Daten aus Swifts Leben kurz anführen:

Jonathan Swift wurde am 30. November 1667 geboren. Gegen das Ende seines Lebens beging er die Wiederkehr seines Geburtstages stets als Tag des Fastens und der Trauer und unterließ es nie, das dritte Kapitel des Buches Hiob zu lesen. Richard Brennan, der Diener, in dessen Armen er gestorben ist, berichtet, daß in den seltenen lichten Momenten während Swifts verhängnisvoller Krankheit, er sich dieses Datums bewußt zu sein schien; das gab sich dadurch kund, daß er immer und immer wiederholte: „Möge der Tag verflucht sein, an dem ich geboren bin, und die Nacht, in der verkündet wurde, es sei ein Knabe empfangen worden." Swift war ein nachgeborenes Kind. Ein seltsames Ereignis entzog ihn eine Zeitlang der Fürsorge seines Onkels und seiner Mutter. „Das mit seiner Aufsicht betraute Kindermädchen . . . hing mit solcher Liebe an dem Kinde, daß sie es seiner Mutter stahl und über den Kanal entführte. Die zarte Gesundheit des Kindes und die Schwierigkeit, in jenen Tagen eine Gelegenheit zur Überfahrt zu finden, verhinderten drei Jahre lang seine Rücksendung."

Die Annahme ist wohl nicht zu gewagt, daß diese anormalen Verhältnisse und Ereignisse seiner Kindheit auf Swift einen unauslöschlichen Eindruck gemacht und seine spätere Entwicklung stark beeinflußt, vielleicht auch sein Interesse für Reise-Abenteuer gesteigert haben. Es scheint mir unnötig, nach abnormen physiologischen Schwierigkeiten bei der Geburt des Kindes zu suchen, wo wir doch so greifbare pathogenetische Faktoren während der Kindheitsentwicklung vor Augen haben.

Die psychoanalytischen Erfahrungen lehren uns, daß Söhne, die ohne Vater aufwachsen, in ihrem Sexualleben selten normal sind, die meisten werden neurotisch oder homosexuell. Die Fixierung an die Mutter ist in diesen Fällen keineswegs die Folge irgendeines Geburtstraumas, sondern muß dem Fehlen des Vaters zugeschrieben werden, mit dem der Knabe den Ödipuskonflikt auszufechten hat und dessen Gegenwart die Kastrationsangst durch Identifizierung zu lösen hilft. Naturgemäß macht den Knaben die übertriebene Verwöhnung durch Mutter und Kindermädchen weniger geeignet, den Wettbewerb mit anderen Knaben aufzunehmen, und dieses

Unvermögen ist häufig eine der hauptsächlichsten Ursachen von Störungen der sexuellen Potenz. Überdies wird, wenn der Vater fehlt, die Mutter zur einzigen Disziplinar- oder — in sexuellen Dingen — Kastrationsgewalt, und dies führt häufig zu einer Übertreibung der normalen Zurückhaltung und Scheu gegenüber verehrten Frauen, ja, Frauen gegenüber überhaupt. Swifts späteres Verhalten, speziell auf sexuellem Gebiete, zeigt denn auch wirklich, daß er ein Neurotiker war. So begann er beispielsweise einen Flirt mit einem Fräulein Waring, die er liebevoll „Varina" nannte, wie sein Biograph uns berichtet. „Sein Liebeswerben war, so viel wir davon in Erfahrung bringen konnten, höchst lächerlich. So lange die Dame spröde und kalt blieb, war nichts dem Ungestüm des Liebhabers vergleichbar, aber als sie sich nach langem Widerstand unerwartet bedingungslos für besiegt erklärte, verschwand der Liebhaber plötzlich von der Bildfläche und die glühenden Briefe an ‚Varina' verwandelten sich in kalte und formelle Episteln an ‚Miß Jane Waring' . . ., in denen in unmißverständlicher Weise angedeutet wurde, daß der ungeduldige Freier einen sehr widerstrebenden Bräutigam abgeben würde. Die Dame brach verständigerweise jeden Verkehr ab, und Swift war nunmehr frei und konnte seine Künste an einem unglücklicheren Opfer erproben." Es ist interessant, daß sich im Gegensatz zu dieser übergroßen Bedenklichkeit in jener Gegend Englands das Gerücht erhält, Swift sei beschuldigt worden, die Tochter eines Farmers in anstößiger Weise attackiert zu haben, und vor Herrn Dobbs, dem Bürgermeister des Nachbarortes, seien unter Eid kriminelle Anklagen gegen ihn erhoben worden.

Die Berichte über seine spätere berühmte Ehe mit Frau Esther Johnson — bekannter unter ihrem poetischen Namen Stella — zeigen dagegen von Anfang ihrer Bekanntschaft an eine starke Anhänglichkeit und Leidenschaft. Im Gegensatz dazu erwähnt allerdings Walter Scott eine Äußerung Swifts über seine Liebesgeschichte: „Sie ist eine Gewohnheit, auf die ich leicht verzichten und die ich ohne Bedauern noch vor der Pforte des Allerheiligsten im Stiche lassen könnte." Und so geschah es auch wirklich. Swift heiratete Stella nur unter der Bedingung, daß ihre Ehe geheim bleiben müsse und sie beide auch weiterhin getrennt lebten. Diese Einzelheiten aus seinem Privatleben zeigen also in der Tat die späten Folgen von Störungen der Kindheitsentwicklung. Psychoanalytisch würde man sein neurotisches sexuelles Verhalten als Hemmung der normalen Potenz bezeichnen, verbunden mit einem Mangel an Mut gegenüber respektablen Frauen und vielleicht mit erhaltener Aggressivität gegen Frauen von niedrigerem Typus. Diese Einsicht in das Leben Swifts gab uns wohl nachträglich das Recht, die Phantasien in Gullivers Reisen genau so zu behandeln, wie

die freien Assoziationen der Neurotiker in psychoanalytischer Behandlung, speziell in der Traumdeutung. Der Nachteil einer solchen Analyse *in absentia* ist der, daß wir uns die Bestätigung des Patienten nicht verschaffen können; der wissenschaftliche Vorteil einer posthumen Analyse hingegen der, daß man in diesem Falle den Analytiker nicht beschuldigen kann, er habe der analysierten Person die Angaben suggeriert. Ich glaube, daß das biographische Argument unsere Annahme bestätigt, derzufolge die Vergrößerungs- und Verkleinerungsphantasien der Gulliverschen Art Ausdruck des Gefühls der genitalen Unzulänglichkeit einer Person sind, deren Sexualbetätigungen durch infantile Einschüchterungen und Fixierungen gehemmt wurden.

Ich denke also, daß der Eindruck dieser vielleicht allzu langen Analyse Swifts und seines Meisterwerkes zugunsten der von mir versuchten Deutung der liliputanischen und brobdingnagschen Phantasien und Symptome bei psychotischen und neurotischen Patienten sowie bei Träumen spricht.

Ich schließe wohl am besten mit einem etwas veränderten Zitat aus „Gulliver" selbst: „Ich hoffe, meine Hörer werden mich entschuldigen, wenn ich so lange auf diesen und ähnlichen Einzelheiten verweilt habe; so unbedeutend sie erscheinen mögen, werden sie doch vielleicht einem Philosophen helfen, sein Denken und seine Phantasie zu erweitern, so daß er zum Wohl des Lebens der Allgemeinheit und der Einzelnen seine Schlüsse daraus zieht."

Ich danke Ihnen nochmals für Ihre Einladung und für die Geduld, mit der Sie mich anhörten.

Die monogame Forderung

Vortrag auf dem X. Internationalen Psychoanalytischen Kongress zu Innsbruck am 3. September 1927

Von

Karen Horney

Berlin

Ich habe mich seit einiger Zeit mit wachsender Verwunderung gefragt, warum denn eigentlich Eheprobleme noch keine grundsätzliche analytische Darstellung gefunden haben,[1] obgleich sicher jeder einzelne Analytiker eine Menge darüber zu sagen wüßte, und obgleich es sowohl von der Seite der Praxis als von der Theorie dazu drängt, sie endlich in Angriff zu nehmen. Von seiten der Praxis, weil wir tagtäglich mit Ehekonflikten zu tun haben — von der Theorie her, weil es kaum eine Situation im Leben gibt, die eine so nahe und offensichtliche Verwandtschaft mit der Ödipussituation hat wie die Ehe.

Vielleicht — habe ich mir gedacht — liegen die Zusammenhänge, die sich hier darbieten, zu nahe, als daß sie wissenschaftlicher Neugier und wissenschaftlichem Ehrgeiz ein verlockendes Ziel bieten könnten. Es könnte aber auch so sein, daß es nicht die Probleme, sondern die Konflikte sind, die zu nahe liegen, zu nahe an wichtigen Verankerungen von unser aller persönlichstem Erleben. Eine weitere Schwierigkeit liegt darin, daß die Ehe ja eine soziale Institution ist und daß ihre Problematik vom Psychologischen her überhaupt nur beschränkt zugänglich ist. Indessen zwingt schon die praktische Bedeutsamkeit der Eheprobleme, zum mindesten

1) Das will nicht heißen, daß diese Fragen nicht schon von den verschiedensten Seiten in der psychoanalytischen Literatur berührt wären, so von Freud: Die kulturelle Sexualmoral und die moderne Nervosität; Freud: Beitrag zur Psychologie des Liebeslebens; Ferenczi: Zur Psychoanalyse von Sexualgewohnheiten; Reich: Die Funktion des Orgasmus; Schultz-Henke: Einführung in die Psychoanalyse; Flügel: The psycho-analytic study of the family. Weiter im „Ehebuch" (von Max Marcuse herausgegeben) die Arbeiten von Róheim: Urformen und Wandlungen der Ehe; Horney: Psychische Eignung und Nichteignung zur Ehe; Über die psychischen Bedingungen zur Gattenwahl; Über die psychischen Wurzeln einiger typischer Ehekonflikte.

einen Versuch zu machen, sie als solche aus ihren psychologischen Wurzeln heraus zu begreifen.

Wenn ich nun für den heutigen Vortrag ein bestimmtes Problem herausgegriffen habe, so müssen wir uns zunächst — wenn auch nur in einigen großen Linien — die psychische Grundsituation vergegenwärtigen, die in der Ehe gegeben ist. Keyserling hat jüngst in seinem Ehebuch die ebenso merkwürdige wie naheliegende Frage aufgeworfen, was denn eigentlich die Menschen, trotz des häufigen Eheunglücks aller Zeiten, immer wieder in die Ehe gedrängt habe. Wir sind dieser Frage gegenüber in der glücklichen Lage, uns weder auf den „natürlichen" Wunsch nach Mann und Kind noch — mit Keyserling — auf metaphysische Deutungen berufen zu müssen, sondern präziser aussagen zu können: das, was uns in die Ehe hineintreibt, ist offenbar nicht mehr und nicht weniger als die Erwartung auf die Erfüllung aller alten Wünsche aus der kindlichen Ödipussituation: selbst die Frau eines Vaters sein, ihn für sich allein besitzen und von ihm Kinder haben. Nebenbei gesagt, eine Einsicht, die geeignet ist, uns gegenüber Prophezeiungen vom baldigen Ende der Institution Ehe äußerst skeptisch zu machen, wenn auch zuzugeben ist, daß auch diese unsterblichen Wünsche in ihrer Form von der jeweiligen Struktur der Gesellschaft beeinflußbar sein werden.

So ist gleich die Anfangssituation der Ehe mit einem gefährlich großen Ballast unbewußter Wünsche belastet — und zwar mehr oder weniger unvermeidlich, denn wir wissen ja, daß gegen die Zähigkeit dieser Wünsche kein Kraut gewachsen ist, daß weder bewußte Einsichten in die Schwierigkeiten, noch Erfahrungen an anderen ihnen viel anhaben können. Gefährlich aber ist diese Belastung aus einem doppelten Grunde. Von seiten des Es droht eine Enttäuschung, nicht nur, weil das Selbst-Vater-und-Mutter-Sein dem Bild gar nicht entsprechen kann, das die kindlichen Sehnsüchte in uns zurückgelassen haben, sondern weil — mit Freud zu sprechen — der Ehemann immer nur ein Ersatzmann ist, die Ehefrau eine Ersatzfrau ist. Die Größe der Enttäuschung hängt ab einerseits vom Grad der Fixierung, anderseits davon, wie weit das real gefundene Objekt von den Imagines, die real gewährte Befriedigung von den speziellen unbewußten Sexualwünschen abweichen.

Auf der anderen Seite droht von seiten des Über-Ich — und zwar um so mehr, je größer die unbewußte Erfüllung ist — die Wiederbelebung des alten Inzestverbotes dem Ehepartner gegenüber. Diese anscheinend sehr typische Wiederbelebung des Inzestverbotes in der Ehe führt *mutatis mutandis* zu derselben Entwicklung wie in der Kind-Elternbeziehung, nämlich zu einem Zurücktreten der direkten Sexualstrebungen hinter

den zielgehemmten, zärtlichen Strömungen. Ich kenne persönlich nur einen Fall, in dem diese Entwicklung nicht stattfand, in dem der Ehemann dauernd ein Objekt sexuellen Verliebtseins blieb, und in diesem Fall hatte die Frau im Alter von zwölf Jahren eine reale Sexuallust vom Vater erfahren.

Natürlich spielt bei dieser Entwicklung der Sexualität in der Ehe auch der Faktor eine Rolle, daß die Sexualspannung infolge der Erfüllung und vor allem der steten leichten Erfüllbarkeit dem einen Objekt gegenüber nachläßt; aber die tiefere Begründung dieser typischen Erscheinung, zum mindesten ihr Tempo und vor allem ihr Grad, finden offenbar ihre Begründung in einer solchen Wiederholung der Ödipusentwicklung.[1] Art und Größe dieser Auswirkungen werden, abgesehen von akzidentellen Momenten, davon abhängen, welche lebendige Kraft das Inzestverbot noch im einzelnen zu entfalten vermag. Die stärkeren Auswirkungen lassen sich, so verschieden sie im Einzelfall aussehen, unter einem gemeinsamen formalen Gesichtspunkt beschreiben: sie führen zu gewissen Einschränkungen oder Bedingungen, unter denen das Erleben einer solchen Beziehung dennoch möglich ist.

Solche einschränkende Bedingungen können bekanntlich schon in der Art der Gattenwahl zum Ausdruck kommen. Etwa in der Form, daß die Frau, die zur Gattin gewählt wird, in keiner Weise an die Mutter erinnern darf, in Rasse oder Herkunft, geistigem Niveau oder Aussehen einen gewissen Gegensatz zur Mutter repräsentieren muß. Wir verstehen in diesem Zusammenhang, warum sogenannte Vernunftehen oder von Dritten vermittelte Ehen relativ besser auszulaufen pflegen als eigentliche Liebesheiraten. Wenn schon die Ähnlichkeit der Ehesituation mit den Wünschen aus dem Ödipuskomplex eine Wiederholung der alten Einstellung und Entwicklung automatisch erzwingt, so wird diese doch gemildert, wenn nicht schon von vornherein die ganzen unbewußten Erwartungen sich an die Person des Partners geknüpft haben. Wir verstehen auch ein wenig davon, daß in der Institution der Ehevermittlung bei den Ostjuden, die

1) Freud hat in seiner Arbeit „Über die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens“ dieses Problem in einer verwandten Form bereits angeschnitten. Er sagt dort: „Aber trifft es auch zu, daß mit einer Befriedigung des Triebes sein psychischer Wert allgemein so herabsinkt?“ Und erinnert an das Verhältnis des Trinkers zum Wein, bei dem gerade die Zeit das Band zwischen ihm und seiner Sorte Wein immer enger knüpft. Seine Antwort deckt sich zum Teil mit der hier gegebenen, insofern er daran erinnert, daß im Liebesleben das ursprüngliche Objekt durch eine unendliche Reihe von Ersatzobjekten vertreten werden kann, „deren doch keines voll genügt“. Ich habe diese Erklärung nur in dem Punkte ergänzt, daß zu diesem Suchen nach dem „eigentlichen“ Objekt das Abgestoßensein von dem jeweils gefundenen Objekt durch das Verbot, das der Erfüllung so leicht anhaftet, hinzukommt.

einerseits besonders inzestgebunden, anderseits durch ihre Isoliertheit auf eine feste Struktur der Familie besonders angewiesen waren, eine gewisse psychologische Weisheit lag, wenn wir die unbewußte Tendenz zugrunde legen, der Ehe heftigere Erschütterungen fernzuhalten.

Innerhalb der Ehe selbst sehen wir, wie von allen Instanzen in uns solche Bedingungen geschaffen werden können. Da sind von seiten des Es genitale Hemmungen aller Art von einer bloßen sexuellen Reserve dem Ehepartner gegenüber, die Variationen der Vorlust oder des Verkehrs nicht gestattet, bis zur völligen Impotenz, respektive Frigidität. Weiter sehen wir von seiten des Ich Beschwichtigungen oder Rechtfertigungen ausgehen, die sehr verschieden aussehen können. Die eine kommt einer Art Verleugnung der Ehe gleich, zeigt sich bei Frauen häufig darin, daß sie gewissermaßen die Tatsache ihrer Verheiratung nur äußerlich zur Kenntnis nehmen, aber nicht innerlich erleben, daher immer wieder darüber erstaunt sind, sich leicht mit ihrem Mädchennamen unterschreiben, einen mädchenhaften Eindruck machen usw.

Unter demselben Druck einer inneren Nötigung, die Ehe vor dem eigenen Gewissen zu rechtfertigen, nimmt das Ich aber nicht selten auch eine entgegengesetzte Haltung der Ehe gegenüber ein: die der Überbetonung der Ehe, genauer der Überbetonung der Liebe zum Ehepartner. Man könnte sie mit einem Schlagwort „die Rechtfertigung durch die Liebe" nennen, etwa wie auch vor dem Strafrecht der Verbrecher aus Liebe eine mildere Beurteilung erfährt. F r e u d hat in seiner Arbeit über einen Fall von weiblicher Homosexualität gesagt, daß man sich über nichts so unklar zu sein pflege, wie über Grade der Zuneigung oder Abneigung, die man für einen Menschen empfinde. Dies trifft für die Ehe in ganz ausgesprochenem Maße zu, und zwar häufig in dem Sinne, daß der Grad der Liebe überschätzt wird. Ich habe mich lange gefragt, wie das zu verstehen sei. Daß man in flüchtigen Beziehungen einer solchen Täuschung leicht unterliegt, ist am Ende noch nicht so verwunderlich, aber in der Ehe, — sollte man meinen, — daß nicht nur die Dauer, sondern auch die häufigere sexuelle Erfüllung geeignet sei, die Sexualüberschätzung und die damit zusammenhängenden Illusionen abzubauen. Die nächstliegende Antwort war die, daß man das begreifliche Bestreben habe, die großen psychischen Kosten einer Ehe durch ein großes Gefühl vor sich selbst zu begründen und darum an diesem Gefühl auch über dessen lebendige Dauer hinaus festzuhalten. Diese Erklärung reicht indessen nicht sehr tief; sie entspräche etwa dem Bedürfnis zur Synthese, das wir von seiten des Ich kennen, und dem wir schon eine Fälschung zugunsten einer einheitlichen Gefühlseinstellung in einer so lebenswichtigen Beziehung zutrauen dürfen.

Sehr viel tiefer reicht auch hier die Relation zum Ödipuskomplex. Wir sehen nämlich, daß mit dem Gebot und Gelübde der Liebe und Treue zum Gatten, das am Anfang der Ehe steht, für das Unbewußte das vierte Gebot erneuert wird. Den Ehepartner nicht zu lieben, wird damit auch für das Unbewußte eine ebenso große Sünde, wie die Nichterfüllung des vierten Gebotes den Eltern gegenüber, und auch in dieser Beziehung: der Unterdrückung des Hasses und der Überbetonung der Liebe wiederholt sich bis auf Einzelheiten genau zwanghaft das früher Erlebte. Ich glaube jetzt, daß man — jedesfalls in vielen Fällen — dieser Erscheinung erst ganz gerecht wird, wenn man annimmt, daß auch die Liebe zu den Bedingungen gehören kann, unter denen eine vom Über-Ich verbotene Beziehung gerechtfertigt erscheint. Das Festhalten an dieser Liebe, respektive ihrer Illusion, hat dann natürlich eine wichtige ökonomische Funktion und wird darum so hartnäckig verteidigt.

Endlich werden wir uns nicht wundern, unter den Bedingungen, unter denen sich die Ehe gegen ein stärkeres Inzestverbot durchsetzen kann, — wie bei einem neurotischen Symptom, — auch die Bedingung des Leidens zu finden. Die Wege, auf denen sich ein solches Leiden durchsetzen kann, sind so mannigfaltig, daß man nicht hoffen darf, ihnen in einer kurzen Skizzierung gerecht zu werden. Darum nur einige Hinweise: da sind einmal wirtschaftliche und berufliche Gegebenheiten, die entweder im Sinne eines unbewußten Arrangements zu einem Übermaß von Arbeit und Entbehrungen, das „für die Familie“ geleistet werden muß, gestaltet werden, oder doch als eine solche Belastung empfunden werden. Man denkt weiter an die so häufige Beobachtung, daß wesentliche Teile der Entwicklung eines Menschen in beruflicher, charakterlicher oder geistiger Hinsicht der Ehe gewissermaßen zum Opfer fallen. Endlich fallen hierunter die zahlreichen Fälle, in denen sich der eine Partner zum Sklaven der Ansprüche des anderen macht und das Leiden unter dem anderen etwa unter der bewußten Überzeugung eines bei ihm gesteigerten Verantwortlichkeitsgefühls willig trägt.

Angesichts solcher Ehen fragt man sich oft verwundert, warum sie eigentlich nicht auseinandergehen, sondern im Gegenteil oft so fest halten, und findet in diesem Zusammenhang die Antwort, daß eben die Erfüllung der Leidensbedingung den Bestand dieser Ehen garantiert.

Es ist leicht ersichtlich, daß von hier aus nur eine unscharfe Grenze ist gegenüber den Fällen, in denen eine Ehe mit einer Neurose erkauft wird, aber ich möchte auf diese Fälle nicht eingehen, weil hier vor allem die Verhältnisse innerhalb der Breite des Normalen zur Diskussion stehen.

Es erscheint fast überflüssig, zu erwähnen, daß eine solche Darstellung

den wirklichen Verhältnissen Zwang antut, nicht nur insofern, als jede einzelne dieser Bedingungen auch eine andere Determinierung zuließe, sondern auch insofern, als sie hier zugunsten der Darstellbarkeit isoliert hingestellt sind, während sie sich in Wirklichkeit zu überschneiden pflegen. So findet sich z. B. ein wenig von diesen gesamten Bedingungen in der gerade bei wertvollen Frauen nicht seltenen Grundeinstellung der Mütterlichkeit, unter der allein ihnen die Ehe möglich zu sein scheint; eine Einstellung, die etwa besagt: ich darf auch dem Manne gegenüber nicht die Rolle der Frau, der Geliebten spielen, sondern nur die der Mutter mit aller Fürsorglichkeit und Verantwortlichkeit, die mit dieser Rolle verknüpft sind — eine Einstellung, die in einer Weise eine gute Gewähr für die Ehe bietet, aber dennoch durch die zugrunde liegende Liebeseinschränkung eine Ehe innerlich veröden lassen kann.

Wie auch immer im einzelnen die Auswirkungen jenes Dilemmas eines Zuviel und eines Zuwenig an Erfüllung sein mögen, überall da, wo es im größeren Ausmaße lebendig wird, wird beides: Enttäuschung und Inzestverbot, mit allen seinen Folgen von geheimer Feindseligkeit gegen den Partner von ihm forttreiben und ihn unwillkürlich neue Objekte suchen lassen. Dies ist die Grundsituation, aus der heraus die Monogamie zum Problem wird.

Die anderen Wege, die der freiwerdenden Libido offen stehen: die der Sublimierung, der Verdrängung, der regressiven Besetzung alter Objekte und der Weg zu den Kindern sollen uns heute nicht interessieren.

Die Möglichkeit, daß andere Menschen für uns zu Liebesobjekten werden, ist wohl stets als gegeben anzusehen. Sind doch unsere Kindheitseindrücke und deren sekundäre Bearbeitungen von einer solchen Mannigfaltigkeit, daß sie uns in der Regel sogar die Wahl von ganz verschiedenen Objekten gestatten.

Dieses Suchen nach neuen Objekten kann nun — auch in der Breite des Normalen — mächtige Verstärkungen aus unbewußten Antrieben erfahren. So sehr nämlich der Sinn der Ehe eine Erfüllung infantiler Wünsche darstellt, so geht die Möglichkeit solcher Erfüllung doch nur so weit, als die Entwicklung eines Menschen ihm gestattet, sich wirklich mit der Rolle von Vater oder Mutter zu identifizieren. Alle Ausgänge des Ödipuskomplexes, die von dieser fiktiven Norm abweichen, haben das Gemeinsame, daß man in irgendwelchen wesentlichen Punkten an der Rolle des Kindes in dieser Trias: Mutter, Vater, Kind, festhält. Die Wünsche nun, die sich aus solcher Triebeinstellung ergeben, finden in der Ehe keine direkte Befriedigung.

Diese aus der Kindheit festgehaltenen Liebesbedingungen sind uns aus

den Arbeiten Freuds gut bekannt. Darum genügt es, nur mit Stichworten darauf hinzuweisen, um zu zeigen, wie die Ehe ihrem Sinn nach diese Bedingungen nicht erfüllen kann. Für das Kind ist das Liebesobjekt unlösbar mit der Bedingung des Verbotenen verknüpft — und die Liebe zum Ehepartner ist nicht nur erlaubt, sondern es besteht sogar die ominöse eheliche Pflicht. Die Rivalität, also die Bedingung des geschädigten Dritten, ist dem Sinn der monogamen Ehe nach ausgeschaltet, ja, der alleinige Anspruch gesetzlich privilegiert. Weiter — genetisch nicht auf einer Stufe, da die eben genannten Bedingungen aus der Ödipussituation selbst stammen, während die weiteren aus der Fixierung gewisser Ausgangssituationen herrühren — die Nötigung, sich im Falle einer zurückgebliebenen genitalen Unsicherheit und einer entsprechenden Brüchigkeit im narzißtischen Gefüge immer wieder Beweise für Potenz oder erotische Anziehungskraft holen zu müssen. Oder im Falle der unbewußten Wendung zur Homosexualität die Nötigung, das gleichgeschlechtliche Objekt zu suchen, sei es — von der Frau aus gesehen — auf dem Umweg über den Ehemann, den man in Beziehungen zu anderen Frauen hineintreibt; sei es, daß die Ehefrau selbst solche Beziehungen sucht, in denen eine andere Frau eine Rolle spielt. Vor allem — als wahrscheinlich praktisch Wichtigstes — im Falle einer verbliebenen Spaltung im Liebesleben die Nötigung, zärtliche und sinnliche Liebeswünsche auf verschiedene Objekte zu verteilen.

Es ist leicht ersichtlich, daß alle diese festgehaltenen infantilen Bedingungen dem monogamen Prinzip ungünstig sind, daß sie vielmehr zu anderen Objekten treiben müssen.

Diese polygamen Wünsche stoßen nun auf die monogame Forderung des Partners und auf das in uns selbst ausgebildete Treue-Ideal.

Sehen wir uns zunächst das erstere an, weil ein Verlangen, das von dem anderen einen Verzicht fordert, gegenüber einem Verzicht, den wir uns selbst auferlegen, ja, offenbar das Primitivere darstellt. Die Herkunft dieser Forderung liegt — jedenfalls in ihren großen Zügen — klar zutage: sie ist deutlich eine Wiederbelebung des infantilen Wunsches, Vater oder Mutter ganz für sich allein zu besitzen. Nun ist das Verlangen nach Ausschließlichkeit — entsprechend der Ubiquität seines Ursprungs — ja keineswegs charakteristisch für die Ehe, sie liegt vielmehr im Wesen jeder vollen Liebesbeziehung. Sie kann natürlich auch in der Ehe eine reine Liebesforderung bleiben, aber sie ist ihrer ganzen Entstehungsgeschichte nach so unlösbar eng mit destruktiven, objektfeindlichen Tendenzen verknüpft, daß von der Liebesforderung oft nicht mehr bleibt als die Fassade, hinter der sich diese feindlichen Tendenzen durchsetzen.

Zunächst zeigt sich dieser Wunsch nach Ausschließlichkeit in Analysen

deutlich als ein Abkömmling der oralen Phase und heißt als solcher, daß man den anderen sich einverleiben möchte, um ihn ganz zu besitzen. Er verrät häufig schon auch bei gewöhnlicher Beobachtung diese seine Herkunft in der Besitzgier, die dem anderen nicht nur ein anderes erotisches Erleben mißgönnt, sondern die Eifersucht auch auf Freunde, Arbeit, Interessen erstreckt. Diese Äußerungsformen bestätigen die theoretische Erwartung, daß er wie alle oral bedingten Einstellungen die Ambivalenz in sich trägt. Wenn man gelegentlich den Eindruck hat, als ob der Mann die naive und ungebrochene monogame Forderung nicht nur tatsächlich nachdrücklicher durchzusetzen verstanden hat als die Frau, sondern als sei sie auch triebhaft stärker bei ihm vorhanden, so könnte man sich denken, daß neben gewichtigen bewußten Gründen — die Sicherung der Vaterschaft — auch gerade aus dieser Quelle für ihn ein stärkerer Impuls strömt; hat er doch beim Stillen der Mutter eine mindestens partielle Einverleibung erlebt, während das Mädchen auf keine entsprechenden Erfahrungen beim Vater zurückgreifen kann.

Weitere destruktive Elemente sind mit diesem Wunsch dadurch eng verlötet, daß das Verlangen nach der alleinigen Liebe von Vater oder Mutter früher auf Versagung und Enttäuschung gestoßen war und eine Reaktion von Haß und Eifersucht ausgelöst hatte. Daher liegt gewissermaßen hinter der Forderung immer ein Haß auf der Lauer, ein Haß, der ja auch in der Art, wie die Forderung durchgesetzt wird, meist deutlich zu spüren ist und bei Wiederholung der alten Enttäuschung oft genug durchbricht.

Die alte Versagung traf ja aber nicht nur unsere Liebeswünsche, sondern auch unser Selbstgefühl an empfindlichster Stelle; und wir wissen, daß eben an dieser Stelle jeder Mensch eine narzißtische Narbe davongetragen hat. Daher wird die monogame Forderung zu einem wesentlichen Teil späterhin vom Selbstgefühl aus getragen, und zwar um so gebieterischer, je empfindlicher die Narbe noch ist, die aus jener Kränkung zurückgeblieben ist. In der patriarchalischen Gesellschaft, in der die Forderung vor allem vom Manne getragen wird, kommt eben dieses narzißtische Moment ja auch in dem Odium der Lächerlichkeit, das dem „Hahnrei" anhaftet, deutlich genug zum Ausdruck. Sie ist — auch von hier aus gesehen — keine Liebesforderung mehr, sondern eine Prestigefrage. Sie mußte auch gerade in einer männlichen Gesellschaft immer mehr zu einer Prestigefrage werden, da ja in der Regel für den Mann Fragen der sozialen Geltung einen breiteren Raum einnehmen als Liebesfragen.

Die monogame Forderung ist endlich eng verknüpft mit anal-sadistischen Triebelementen, und diese sind es, die neben den narzißtischen Elementen

der Forderung in der Ehe ihren besonderen Charakter verleihen. Denn im Gegensatz zu freien Liebesbeziehungen sind Fragen des Besitzes in doppelter Weise eng mit dem historisch gegebenen Sinn der Ehe verbunden. Daß die Ehe als solche eine Wirtschaftsgemeinschaft darstellt, spielt hierbei weniger eine Rolle, als die Anschauung, nach der die Frau als Besitz des Mannes galt. Diese Elemente treten daher auch ohne besondere individuelle Betonung analer Züge in der Ehe in Kraft und lassen die Liebesforderung zu einer anal-sadistischen Besitzforderung werden. Elemente dieser Herkunft treten in krassester Form aus alten Strafbestimmungen gegen die Ehebrecherin zutage, verraten sich aber in heutigen Ehen noch offen genug in den Mitteln, mit denen dieser Forderung Nachdruck verliehen wird: ein mehr oder weniger liebevoller Zwang und ein immer wacher Zweifel, beide geeignet, den Partner zu quälen — Mittel, deren Herkunft wir ja aus der Psychoanalyse der Zwangsneurose kennen.

Primitiv genug sehen also die Quellen aus, aus denen die monogame Forderung gespeist wird. Daß sie trotz dieser sozusagen bescheidenen Herkunft zu einem anspruchsvollen Ideal wurde, diesen Werdegang teilt sie — wie wir wissen — mit anderen Idealen, in denen sich ja bekanntlich auch elementare und vom Bewußtsein verurteilte Triebregungen durchsetzen; und zwar dankt sie es dem Umstand, daß hier die Erfüllung stärkster, verdrängter Wünsche zugleich eine Reihe sozialer und kultureller Werte darstellt. Diese Idealbildung ermöglicht es, wie Radó in seiner Arbeit „Eine ängstliche Mutter“[1] ausgeführt hat, daß das Ich seine kritische Urteilsfunktion einschränkt, die ihm sagen würde, daß dieses Verlangen nach dauernder Ausschließlichkeit zwar als Wunsch verständlich, aber als Forderung nicht nur schwer erfüllbar, sondern auch unberechtigt sei oder etwa, daß sich in dieser Forderung viel mehr narzißtische und sadistische Antriebe durchsetzen als eben gerade Liebeswünsche. Die Idealbildung schafft nach dem Ausdruck Radós dem Ich die „narzißtische Sicherung“, unter deren Schutz es alle diese sonst verurteilten Triebe ausleben und sich gleichzeitig dabei im Gefühl, etwas Rechtes und Ideales zu vertreten, gehoben fühlen darf.

Natürlich ist es verhängnisvoll, daß auch das Gesetz diese Forderungen sanktioniert; und Reformvorschläge, die von der Einsicht in die Gefahren ausgehen, die der Ehe gerade aus diesem Zwang erwachsen, pflegen an diesem letzteren Punkt besonderen Anstoß zu nehmen. Indessen ist diese gesetzliche Sanktionierung doch wohl nicht mehr als der äußerlich sichtbare Ausdruck für den psychischen Wert, den die Forderung für den

1) Radó: Eine ängstliche Mutter, Internat. Zeitschr. f. PsA., XIII, 1927.

Menschen hat. Und wenn wir uns klar sind, auf wie festverankerten Triebgrundlagen sich das Verlangen nach Ausschließlichkeit aufbaut, gehen wir wohl nicht fehl in der Annahme, daß die Menschheit sich auf alle Fälle in dieser oder jener Weise eine ideale Rechtfertigung für sie wieder schaffen wird, wenn ihr die jetzige genommen würde. Außerdem hat die Gesellschaft, solange ihr an den Werten der monogamen Ehe gelegen ist, aus Gründen psychischer Ökonomie, ein Interesse daran, zum Ausgleich für die dadurch gegebene Triebeinschränkung die Befriedigung derjenigen elementaren Triebe, die sich hinter der Forderung verstecken, freizugeben.

Die so im allgemeinen begründete monogame Forderung kann im Einzelfall an den verschiedensten Punkten Verstärkungen erfahren, einmal wenn eines der sie konstituierenden Elemente eine übermäßig große Rolle im Triebhaushalt spielt, ferner aus all den Faktoren, die wir auch sonst als treibende Kräfte bei der Eifersucht kennen. Wie wir ja überhaupt die monogame Forderung als eine Sicherung gegen die Qualen der Eifersucht beschreiben können.

Genau wie wir es von der Eifersucht kennen, kann sie auf der anderen Seite auch verdrängt sein unter dem Druck von Schuldgefühlen, welche besagen, daß man den Vater nicht für sich allein besitzen dürfe, oder dann, wenn andere Triebziele sie überlagert haben, wie wir es von den Äußerungsformen der latenten Homosexualität kennen.

Die polygamen Wünsche stoßen, wie ich sagte, weiter auf das eigene Treueideal. Im Gegensatz zu der monogamen Forderung an den Anderen finden wir für die eigene Treueeinstellung im infantilen Erleben kein direktes Vorbild; sie besagt ja auch inhaltlich eine Triebeinschränkung, ist also offenbar nichts Elementares, sondern entspricht bereits einer Triebumwandlung.

Wir haben in der Regel mehr Gelegenheit, sie an der Frau zu studieren, und stehen hier vor der Frage nach dem Warum. Es ist für uns nicht die Frage nach der vielbehaupteten größeren polygamen Veranlagung des Mannes; nicht nur, weil wir uns klar sind, daß wir gerade über Fragen der Veranlagung so wenig Sicheres wissen, sondern auch, weil der Behauptung in dieser Form durchsichtigerweise doch nur der Wert einer tendenziösen Bearbeitung zugunsten des Mannes zukommt. Immerhin erscheint die Frage gerechtfertigt, welchen psychologischen Momenten es zuzuschreiben ist, daß die tatsächliche Treue des Mannes soviel seltener ist als die der Frau.

Diese Frage ist darum nicht eindeutig zu beantworten, weil sie von historisch-sozialen Momenten nicht zu isolieren ist, d. h. inwieweit die

größere Treue der Frau nur sekundär bedingt sein könnte, dadurch, daß der Mann in jeder Weise seine monogame Forderung stärker durchgesetzt hat. Ich denke hier nicht nur an die wirtschaftliche Abhängigkeit der Frau, nicht nur an die drakonischen Bestrafungen der weiblichen Ehebrecher, sondern auch an viel diffizilere Zusammenhänge, wie Freud sie in seinem „Tabu der Virginität" deutlich ausgesprochen hat, daß nämlich die männliche Forderung, die Frau habe als Virgo in die Ehe zu treten, dem Manne ein gewisses Maß von Hörigkeit von seiten der Frau sichere.

Vom analytischen Denken her lassen sich zu diesem Problem zwei Fragen aufwerfen. Die erste: Sollte nicht doch der Umstand, daß der Koitus für die Frau durch die Möglichkeit der Konzeption eine größere physiologische Tragweite hat, irgendeine psychische Repräsentanz bei ihr gefunden haben? Mich persönlich sollte es wundern, wenn es nicht so wäre. Wir wissen hierüber so wenig, weil wir bisher einen Trieb zur Fortpflanzung niemals isoliert, sondern immer nur in seinen psychischen Überlagerungen erfassen konnten. Aber sollte nicht z. B. die Tatsache, daß die Spaltung in seelische und sinnliche Strömungen, die für die Möglichkeit von Treue so besonders verhängnisvoll ist, eine vorwiegend, ja, fast spezifisch männliche Einstellung ist, vielleicht das gesuchte psychische Korrelat zu den biologischen Unterschieden darstellen können!?

Die zweite Frage gründet sich auf folgende Überlegung: die Verschiedenheit im Ausgang des weiblichen und männlichen Ödipuskomplexes ließe sich etwa auf die Formel bringen, daß der Knabe radikaler sein Urobjekt aufgibt zugunsten seines Genitalstolzes, während das Mädchen stärker an die Person des Vaters fixiert bleibt, dies aber offenbar nur unter der Bedingung kann, daß sie weiter von ihrer Geschlechtsrolle abrückt. Die Frage würde heißen, ob nicht dieser Unterschied sich im weiteren Leben in einer grundsätzlich größeren genitalen Hemmung der Frau dokumentiere, und eben diese ihr die Treue erleichtere — eine größere Hemmung, wie sie in der ungleich stärkeren Verbreitung der Frigidität, als der Impotenz zum Ausdruck kommt.

Wir sind damit schon zu einem der Faktoren gekommen, die man geneigt sein könnte, ganz generell als Vorbedingung für die Möglichkeit zur Treue anzusehen: die genitale Hemmung. Indessen zeigt uns ein Blick auf die Neigung frigider Frauen oder schwachpotenter Männer zur Untreue, daß in dieser Form die Bedingung vielleicht nicht falsch, aber sicher zu weit gefaßt ist.

Etwas weiter führt die Beobachtung, daß sich bei den Menschen mit zwanghafter Treue die sexuellen Schuldgefühle oft hinter den konven-

tionellen Verboten verstecken.[1] Alles konventionell Verbotene, also damit auch jedes außereheliche Erleben, wird dann mit der ganzen Schwere der unbewußten Verbote belastet und wird durch diese Belastung so gewichtig. Wie zu erwarten, treffen wir diese Schwierigkeit bei denselben Menschen, denen auch die Ehe selbst nur unter Bedingungen gestattet ist.

Diese Schuldgefühle werden aber speziell auch dem Ehepartner gegenüber empfunden. Denn dieser übernimmt für das Unbewußte nicht nur die Rolle des begehrten und geliebten Elternteils, sondern es können sich ihm gegenüber auch die alte Angst vor Verboten und Strafen wiederholen. Insbesondere werden dann die alten Schuldgefühle wegen Onanie reaktiviert und schaffen so, unter dem Druck des vierten Gebotes, dieselbe schuldbeladene Atmosphäre von übermäßigen Verpflichtungsgefühlen, respektive einer reaktiven Gereiztheit — oder von Unoffenheit, respektive der reaktiven Angst, ja nichts vor dem anderen zu verheimlichen. Ich möchte vermuten, daß die Beziehung Untreue—Onanie eine noch engere ist als nur die über die Brücke der Schuldgefühle. In der Onanie finden zwar ursprünglich die sexuellen Wünsche auf die Eltern ihren körperlichen Ausdruck; aber insofern gewöhnlich schon sehr früh in den Onaniephantasien die Eltern durch andere Objekte ersetzt werden, stellen die Onaniephantasien gleichzeitig auch die erste Untreue gegenüber den Eltern dar. Dasselbe gilt für die frühen erotischen Erlebnisse mit Geschwistern, Kameraden, Dienstboten usw. Wie die Onanie die erste Untreue in der Phantasie, stellen diese Erlebnisse die erste Untreue in der Realität dar; und man macht in Analysen die Erfahrung, daß für Menschen, bei denen ein besonders empfindliches Schuldgefühl wegen dieser frühen phantasierten oder realen Erlebnisse zurückgeblieben ist, eine Untreue in der Ehe darum besonders ängstlich gemieden wird, weil sie eine Wiederholung dieser alten Schuld darstellen würde.

Dieses Stück der alten Bindung ist es häufig, das sich bei Menschen, die trotz heftiger polygamer Wünsche wie zwanghaft treu sind, wiederholt.

Die Treue kann aber auch eine ganz andere psychologische Begründung haben, die sich entweder bei denselben Menschen zu jener hinzufügen kann, oder sich auch völlig unabhängig von ihr findet. Es handelt sich hier um Menschen, die aus irgendeinem der angeführten Gründe mit besonderer Empfindlichkeit ihre Forderung nach Ausschließlichkeit dem anderen gegenüber vertreten und sie dann auch in der Rückwirkung auf sich selbst anwenden. Mag sich das nun bewußt als Gerechtigkeit geben, die Ansprüche an den anderen auch für die eigene Person gelten läßt, —

1) Dieser Zusammenhang sehr deutlich gestaltet von Sigrid Undset in „Kristin Lavranstochter".

die tiefere Wurzel dürfte in diesen Fällen in Allmachtsphantasien liegen, aus denen heraus man im Sinne einer magischen Geste mit dem eigenen Verzicht auf andere Beziehungen auch den anderen dazu zwingen will.

Wir haben nun gesehen, aus welchen Antrieben die monogame Forderung entsteht und gegen welche Kräfte sie zu kämpfen hat. Wenn wir sie mit einem physikalischen Gleichnis als die zentrifugalen und die zentripetalen Kräfte in der Ehe bezeichnen, so müssen wir uns sagen, daß hier ein Kräftespiel vor sich geht, bei dem die Gegner einander gewachsen sind. Beziehen doch beide ihre Impulse aus denselben elementarsten und direktesten Wünschen des Ödipuskomplexes. Beide Kräftegruppen werden unvermeidlich — wenn auch in allen Abstufungen — in der Ehe aktiviert. Wir glauben daraus besser verstehen zu können, warum es nicht möglich war und warum es nicht möglich sein wird, irgendeine grundsätzliche Lösung für diese Ehekonflikte zu finden. Wir können ja nicht einmal im einzelnen Fall, obgleich wir doch da die treibenden Kräfte leidlich übersehen, sondern können nur nachträglich aus unseren Erfahrungen sagen, zu welchen Folgeerscheinungen das eine oder das andere Verhalten tatsächlich geführt hat.

Kurz gesagt, beobachten wir, wie sowohl beim Innehalten als beim Durchbrechen der monogamen Forderung Haßelemente frei werden können, und zwar auf den verschiedensten Wegen, wie sie sich dann in dieser oder jener Form gegen den Partner wenden, und wie so von beiden Seiten her das Fundament untergraben werden kann, das bestimmt ist, die Ehe zu tragen: die zärtliche Bindung. Wir müssen es schon dem Ethiker überlassen, den einen oder den anderen Weg als den richtigen anzupreisen.

Immerhin besagt eine solche Einsicht keine völlige Machtlosigkeit gegenüber Ehekonflikten dieser Art. Durch Aufdecken ihrer unbewußten Verstärkungen kann sowohl den polygamen Wünschen wie der monogamen Forderung soviel an Boden entzogen werden, daß ein Auskämpfen der Konflikte überhaupt möglich wird. Und noch eines geben uns diese Einsichten: Wir sind oft geneigt, bei Einblick in die Konflikte einer Ehe uns unwillkürlich in dem Sinne beeindrucken zu lassen, daß es hier nur den einen Ausweg der Trennung gäbe. Je tiefer wir begreifen, wie unvermeidlich diese und andere Konflikte in jeder Ehe sind, desto innerlicher müssen wir zur Überzeugung kommen, wie notwendig gegenüber diesen unkontrollierten Eindrücken eine völlige Reserve ist, und desto mehr werden wir auch fähig sein, sie wirklich innezuhalten.

Über Zufriedenheit, Glück und Ekstase

Vortrag auf dem X. Internationalen Psychoanalytischen Kongress zu Innsbruck am 1. September 1927.

Von

Helene Deutsch

Wien

Meine Damen und Herren! Was unser Forschungsmaterial, die leidenden Menschen, unter das Mikroskop unserer psychoanalytischen Beobachtung bringt, ist ihr Leiden. Die Freude, die Lust, das Bejahende im Seelenleben sehen wir erst als Resultat unserer therapeutischen Bemühungen entstehen, erfahren so, welche Wege zur Erreichung dieses Zustandes geführt haben, und entziehen dem Menschen unser berufliches Interesse im Augenblick, da dieses Ziel erreicht ist. Die Fragestellung dieses Vortrages ist nicht der Spekulation zugewendet: wie wird der Mensch des Glückes teilhaftig, und nicht den Betrachtungen über die Frage: Kann die Psychoanalyse zur Beglückung der Menschheit beitragen? Es soll hier versucht werden, unsere Denkweise auf die normalen psychischen Vorgänge anzuwenden, u. zw. auf jenen Teil dieser Vorgänge, an deren Schwelle die direkte analytische Beobachtung ihr Ende zu nehmen pflegt. Das sind jene, die im erlebenden Individuum ein Zustandsbild hervorrufen, das von ihm selbst als Glücksgefühl empfunden wird. Die Definition meines Themas entlehne ich somit der phänomenologischen Betrachtungsweise.

Im Rahmen der üblichen Einteilung der seelischen Normalzustände in Lust- und Unlusterlebnisse lassen sich alle positiv gefärbten Gefühle einheitlich unterbringen. Befriedigung, Freude, Genuß, kurz, alles das, was als Reaktion auf äußere s. g. freudige Ereignisse eintritt und somit einen reaktiven Charakter hat, geht zwar mit einer inneren Bereitschaft des empfangenden Ich einher, ist jedoch von dem, was wir hier Glücksgefühl genannt wissen wollen, weitgehend unterscheidbar. Es handelt sich dabei nicht um quantitative Unterschiede qualitativ identischer Vorgänge, sondern um seelische Zustände, die wohl auch dem Lust-Unlustprinzip unterworfen, psychologisch aber deutlich unterschieden sind.

Das Erlebnis der als „Glück" empfundenen Gefühlssensation, wie wir sie im folgenden unserer Betrachtung unterziehen wollen, muß im Zusammenhang mit der ganzen Persönlichkeit stehen und setzt das harmonische Zusammenwirken sämtlicher Anteile des Ich voraus, das wenigstens im Erlebnisakte als eine gut organisierte Einheit funktionieren muß. Wenn das Zustandekommen dieses Glücksgefühls von einer Harmonie der ganzen Persönlichkeit (während des Erlebnisses!) abhängt, so muß man ihm einen weitgehend endogenen Charakter zusprechen und somit seine geringe Abhängigkeit von äußeren Erlebnissen proklamieren. Ich werde im weiteren zu beweisen versuchen, daß tatsächlich die Voraussetzung jedes wirklichen Glücksgefühls in seiner Endogenität zu suchen ist; die Beziehung zur Außenwelt ist nur die Ausdrucksform und der Anlaß, in dem es sich dokumentiert. Passagere, an äußere Umstände nicht gebundene Lust- und Unlustgefühle sind uns z. B. im Normalen als „Stimmungen" bekannt und analytisch kann man stets ihre kausale Zugehörigkeit zu einer endogenen Quelle feststellen.

Gestatten Sie mir nun, daß ich — entsprechend unserer analytischen Arbeitsweise — von der klinischen Beobachtung ausgehend, Ihnen über zwei Fälle kurz berichte, die mein psychologisches Interesse für die oben angegebene Fragestellung erweckten.

Der Zufall brachte sie beide im selben Zeitabschnitt zu mir und die sonderbare Ähnlichkeit und zugleich die Divergenz der Zustände und der seelischen Erlebnisse waren geeignet, zu weiteren Überlegungen anzuregen.

Die eine Patientin *(A)* leidet an Depressionen und Hemmungszuständen. Sie ist seit mehreren Jahren verheiratet und das Verhältnis zu ihrem Mann hat sich vom Anfang an ungünstig gestaltet. Er ist ihr fremd, gleichgültig, es besteht eine real wenig begründete, aber unwiderstehliche Abneigung und Mißachtung. In der Ehe hält sie nur die starke sexuelle Befriedigung, der sie im Sexualakte teilhaftig wird. Der Orgasmus verläuft bei ihr in einer außerordentlich beglückenden Weise; sie erlebt — ihrer Schilderung nach — denselben wohl bei vollem Bewußtsein, habe jedoch den Eindruck, das sei nicht sie; es beherrsche sie das Gefühl, als würde sie in einer anderen Welt leben — „wie im Himmel". Ihr Mann verliere im Akte seine reale Bedeutung, es sei in ihr wie eine beglückende Verschmelzung zu einer wunderbaren, ihrem übrigen Dasein fremden Einheit. Nach der Entspannung durch den Orgasmus trete sofort das Gefühl der Leere und der Einsamkeit ein, eine Entfremdung dem Gatten gegenüber und eine Depression, die erst durch den nächsten Sexualakt unterbrochen wird. Es ist hier unmöglich, Ihnen das ganze Material des Falles vorzulegen. Die Psychoanalyse ergab, daß als Endresultat des Ödipuskomplexes eine

Einstellung entstand, in der die sexuelle Befriedigung mit dem [als Vater phantasierten] Objekte sich erst durchsetzen konnte, nachdem Pat. in den Zwischenakten in ihrer Depression das Objekt entwertet und gleichzeitig an sich selbst die Strafe für die Inzestphantasie als Vorbedingung der Lusterreichung vollzogen hatte. Infolge dieser zeitlichen Zweiteilung konnte sie den Sexualakt mit einer vielleicht sogar — wenn man so sagen darf — übernormalen Beglückung erleben. Was sich bei ihr nach der erreichten Verbindung mit dem Objekte sofort mit dem Ablauf des Spannungszustandes in abnormer und pathologischer Weise einstellte: die Enttäuschung und die Verlustreaktion, ist meiner Ansicht nach nur quantitativ abnorm — qualitativ normal.

Die Verlustsensation nach dem Koitus und die reaktive Funktion des Über-Ichs nachher, die das Wesen ihrer krankhaften Depression bildeten, begleiten jede, auch normalste Triebbefriedigung. Sie sind z. T. bedingt durch die Schicksale der Triebentwicklung, z. T. durch die ständigen Hemmungsimpulse, die auf den Trieb vom Über-Ich einwirken. Was bei der Pat. versagt hat, waren die sonst normal sich einstellenden Vorgänge im Ich, die die Enttäuschungsreaktion überdecken und eine nachträgliche Verwertung der erfolgten Triebbefriedigung für das sublimierende Ich ermöglichen. An dieser Pat. können wir sehen, daß ein volles, wohl ganz passageres Glücksgefühl, verbunden mit jenem Gefühl der Harmonie, die diesem Zustand eigen ist, auch in einer pathologischen, weitgehend disharmonischen Psyche entstehen kann.

Die dazu notwendige und erfüllte Bedingung war: im Momente des Erlebens von keiner äußeren oder inneren Störung behindertes Einheitsgefühl zwischen dem Subjekt und dem Objekt der Triebbefriedigung. Bei unserer Pat. konnte dieses Gefühl durch eine volle und im Erlebnismomente gelungene Verdrängung der kritischen Regungen zustande kommen. Was sich hernach bei raschem Versagen dieser Verdrängung als neurotische Reaktion abspielt, ist bereits außerhalb des uns interessierenden Erlebnisses.

Die zweite Patientin *(B.)* leidet ebenfalls an Depressionen. Auch sie unterbricht ihre chronische Traurigkeit durch Glückszustände, die an Erlebniswert denen der Pat. *A.* gleich sind, aber auf einem ganz anderen Wege erreicht werden. Bereits in der Pubertät verwandelte sie sich aus einem fröhlichen Kinde in ein verschlossenes Mädchen. Damals wandte sie sich der Theosophie zu und erlebte teils bei der Lektüre theosophischer Bücher, teils in der „Andacht mit sich selbst" das selige Gefühl der Entrücktheit und der Erhebung über alles, „was klein und irdisch" sei. Nachher wurde sie Sozialistin, und auch da ging sie zeitweise so ganz in der Idee

auf, daß sie, agitatorische Reden haltend, wieder in diese Zustände höchster Beglückung geraten konnte. Später blieb sie ohne „zentrale Lebensidee", konnte sich aber bei der Lektüre schöner, vor allem philosophischer Bücher immer wieder in einen seligen Glückszustand versetzen. Diese Zustände waren von kurzer Dauer und beeinflußten nicht die sich bald wieder einstellende Depression, die sich allmählich aus der Introversion der Pubertät entwickelte. Die Analyse ergab eine typische hysterische Bindung an den Vater mit voller Verdrängung der Sexualität. Pat. hatte nie in ihrem Bewußtsein eine sinnliche Regung empfunden, sexuelle Wünsche waren ihr fremd. Analytisch konnte man die Genese ihrer Glückszustände bis in die erste Introversion der Pubertät verfolgen. Es war der Kampf gegen die sexuellen Phantasien und die siegreiche Überführung derselben in die Liebe zu Gott und zu späteren Idealbildungen. In der Depression erwachte immer wieder die in der Sublimierung nicht vollbefriedigte Liebessehnsucht, die dann andauerte, bis die Verdrängungsleistung wiederum passager vollzogen wurde. Sie erlebte ihre Glücksgefühle in der Ekstase eines akuten Sublimierungsvorganges, eines Vorganges, der uns aus eigenen Erlebnissen, aus den seelischen Ergüssen der Dichter und aus den Bekenntnissen politischer Fanatiker, religiöser Ekstatiker usw. bekannt ist.

Jeder ästhetische Genuß, mag er bei der Betrachtung einer Landschaft oder eines Kunstgegenstandes entstehen, bei der Lektüre einer Dichtung oder beim Hören von Musik, immer kennzeichnet er sich dadurch, daß zwischen dem Ich und dem von der Außenwelt zuströmenden Eindruck auf dem Wege der Einfühlung eine Ich-Weltidentität entsteht. Das Beglückende ist eben in diesem Identitätsgefühl zu suchen.

Von diesen alltäglichen seelischen Erlebnissen führt der Weg zu den Zuständen, die den Erlebnissen der Pat. näher stehen: zu denen der wirklichen Ekstase. Aus den zahlreichen, inhaltlich verschiedenen Formen derselben führe ich als Beispiel nur die der religiösen Ekstase an, wie sie uns in den zahlreichen Konfessionen der Ekstatiker dargestellt wird. Aus allen diesen Bekenntnissen (heil. Theresa, heil. Augustin, heil. Katharina usw.) spricht das Gefühl, daß das Ich die Verschmelzung des geistigen Anteils der Seele mit Gott erlebt, das Ichbewußtsein zugunsten eines höheren, göttlichen verschwindet. Meister Eckhard sagt: „Du sollst ganz und gar entsinken deiner Deinheit und verfließen in seine Seinheit, denn du sollst mit seinem Ich so gänzlich ein Ich werden, daß du mit ihm ewiglich seine ungewordene Substanz und sein namenloses Nichts verstehst."

Im ekstatischen Erlebnis versinkt das eigene Ich und an seine Stelle tritt Gott ein, aber dieser Gott ist weder eine liebende noch eine strafende Persönlichkeit, er ist das Erlebnis selbst, das Entstehen eines neuen

Bewußtseins, des Bewußtseins der eigenen Gottheit durch Verschwinden der Grenze zwischen Ich und Gott. Was als Gottbegriff hinausprojiziert wurde, wird jetzt in der Ekstase wieder ins Ich aufgenommen aber nicht in der Gegenüberstellung Ich-Über-Ich und dann Ich-Gott, sondern Ich und Gott sind Ich. Aus diesem beglückenden Einheitsgefühl ergab sich auch die Anschauung, daß in der Ekstase der heilige Geist in den Menschen hineinfahre. Dieser naive Glaube enthält die ganze Psychologie des Zustandsbildes, verlegt nur den seelischen Vorgang in die Außenwelt Bei Pat. *B.* ließ sich die Genese des Zustandes analytisch verfolgen: der ursprüngliche Wunsch, mit dem Vater sexuell verbunden zu sein, wird erst in der Sublimierung erreicht, im Bündnis des Ich einerseits mit dem Vater-Ichideal-Gott andererseits. Die sexuelle Wurzel des ekstatischen Erlebens und die Zielerreichung im Sublimierungsakte lassen sich übrigens in allen ekstatischen Konfessionen aufzeigen. Die Störungen vom Teufel, manchmal auch der Sieg des Teufels entsprechen dem Mißlingen der Sublimierung, dem Durchbruch des Es in die Ich-Über-Ich-Einheit. Bei Pat. *B.* geht der passagere Glückszustand in eine Depression über, in eine Introversion, deren Inhalt dem Durchbruch der inzestuösen Phantasien und der strafenden Reaktion auf dieselben entspricht. Das Glückserlebnis als gelungene Verdrängung der sexuellen Wünsche ist eine direkte Umkehrung des psychischen Vorganges bei Pat. *A.* Aber bei beiden ist das Glückserlebnis durch ein Einheitsgefühl im Ich erreicht: bei der einen in der ungestörten Triebbefriedigung, bei der anderen im Sublimierungsakte.

Versuchen wir nun diesen zwei Beobachtungen einige theoretische Erwägungen anzuschließen. Ich glaube, daß dieselben den Schluß berechtigen werden, daß das, was sich bei beiden Patientinnen abspielte, nur eine quantitative Verzerrung der normalen typischen Vorgänge ist.

Wir wissen, daß unser Seelenapparat auf allen Entwicklungsstufen von zwei entgegengesetzten Kräften beherrscht wird: von einer vorwärtstreibenden und einer regressiven. Beide treffen sich in einem Zielstreben, und dieses ist die Erreichung eines Einheitszustandes. Das Signal zu zielgerichtetem Streben ist immer und überall der Reizzustand, die Spannung, die Unlust im Ich. Das Ziel: Reizfreiheit-Entspannung-Lusterreichung. Dieses Zielstreben, das Wesen alles Lebendigen, scheint nur eine Befriedigungsform zu haben: die Einheitserreichung. Diesem Ziele unterordnet sich alles, was wir als Lebensäußerung kennen; deutlich und evident ist es in allen Entwicklungsstufen unseres Trieblebens. Das Signal zum Streben, zur Ziel-, also zur Lusterreichung, kommt in allen Entwicklungsformen von einer Unlustspannung, die wiederum einem Verlust an Befriedigungs-

möglichkeit entspricht. Der Verlust der Befriedigungsmöglichkeit ist streng-gesetzlich an die vollzogene Trennung einer Einheit gebunden, sei es von einem Teil der triebbesetzten Außenwelt, sei es von jenem Teil der eigenen Icheinheit, der, selbst libidinös besetzt, lustspendend war. Daß dieses Einheitsbestreben in allen Lebensformen und Triebäußerungen unser Dasein beherrscht, ist biologisch tief determiniert, aus biologischer Vergangenheit, die weit hinter das individuelle Dasein zurückreicht. Als erstes vorbildliches Trennungserlebnis sehen wir gewöhnlich die Trennung der Mutter-Kindeinheit an, vergessen aber dabei, daß auch diese bereits ein Glied der Kette verschiedener phylogenetischer Entwicklungs- und Trennungsformen ist.

Alle Trennungserlebnisse der Kindheit gehen nicht nur, wie Freud gezeigt hat, mit Steigerung des Spannungszustandes einher, der zu neuen, höheren Befriedigungsquellen drängt, sondern auch mit einem durch den Entwicklungsgang bedingten Sättigungszustand, dem die von der Außenwelt aufgedrängte Versagung und Trennung vielleicht vorauseilt, dem sie aber auch entgegenkommt. Das Kind verläßt den Mutterleib nicht nur, weil es ausgestoßen wird, trennt sich von der nährenden Brust nicht nur, weil sie ihm entzogen wird. Als Folge biologischer Bestimmungen wird jede Befriedigungsform zugunsten einer neuen verlassen, nachdem sie die neuen Luststrebungen nicht mehr befriedigen kann. Wenn wir hier von einer „Übersättigung" sprechen, so stellen wir somit den biologischen Vorgang in Parallele zu den später sich wiederholenden psychologischen Erlebnissen.

Wenn wir nun die Unlusttendenzen im Seelenapparat überblicken und die Unlustüberwindung als Aufgabe zur Lusterreichung betrachten, so sehen wir folgendes: Die Triebspannung, das Motiv, das zur Lusterreichung drängt, ist unlustbetont; ökonomisch jedoch dient sie der Lust, die sie einzuleiten hilft. Wäre also der Ablauf der Lust-Unlustfunktion einfach auf der zyklischen Reihenfolge Lust-Unlust aufgebaut, so dürften wir von einem „ausgleichenden" Mechanismus sprechen und die richtige Verwaltung desselben im Sinne eines bejahenden Lebensablaufes wäre die Aufgabe des Individuums. Daß aber die Lustsituation selbst voll ist von Reminiszenzen unlustvoller Eindrücke, erschwert dem Seelenapparat diese Aufgabe.

Alexander[1] hat gezeigt, wie der zwangsmäßige Gang der Triebentwicklung und die damit verbundene Notwendigkeit die erreichte Stufe zu verlassen und durch eine neue zu ersetzen, eine Unlustdisposition für die späteren Lusterlebnisse schafft, indem jede Erfüllungssituation mit einer

1) Alexander: Psychoanalyse der Gesamtpersönlichkeit (Int. PsA. Verlag, 1927).

Unlusterwartung einhergeht. Als zweites luststörendes Element mischt sich in jede erreichte Lustsituation jener uns gut bekannte Wiederholungszwang, dessen ökonomische Aufgabe, den seelischen Apparat zu entlasten, in sehr ambivalenter, gewissermaßen anachronistischer Weise gelöst wird. Die dritte Störung der bereits erreichten Lustsituation liegt meiner oben dargelegten Ansicht nach in jenem sich bei jeder Lusterreichung einstellenden Sättigungszustand, der ebenfalls als eine Reminiszenz der Triebentwicklungen anzusehen ist. Die Verbindung der Lustbefriedigung mit einer Unlusterwartung ist somit eine seelische Eigenschaft, die nicht — wie Alexander meint — nur die neurotische Psyche charakterisiert. Aus diesen Erwägungen scheint sich zu ergeben, daß die menschliche Seele eine restlos befriedigende Situation nicht erreichen kann. Ihr Erreichen würde den Stillstand bedeuten, denn Streben kommt nur aus dem Reiz der Unbefriedigtheit. Das Streben steht unter dem Zeichen eines Zieles, das immer jeweilig, nie endgültig sein kann, weil es „im Momente, wo es entsteht", für den seelischen Apparat bereits „wert ist, daß es zugrunde geht".

Das Streben entspringt also einem Mangel; die Befriedigung ist nur der Beginn eines neuen Strebens, die erreichte Gegenwart ist voll von Reminiszenzen der belastenden Vergangenheit, die Zukunft nur durch neues Streben, also neue Unlustspannung bedingt.

Unterziehen wir jene Situationen einer kurzen Beobachtung, die wir als typische, allgemein menschliche Lust- und Befriedigungserlebnisse kennen. Die Zielerreichung im Sexualakt einerseits, in der Sublimierung andererseits. Unsere zwei Patientinnen boten uns ein Beispiel für beide Formen.

In der Beschäftigung mit neurotisch Erkrankten, die vor allem Störungen auf diesen beiden Gebieten zeigen, pflegen wir den ungestörten Ablauf des Sexualaktes und die erfolgreiche Sublimierungsfähigkeit als Zeichen der erreichten psychischen Gesundheit zu betrachten. Reich hat empirisch feststellen können, daß im Ablauf der orgastischen Funktion, auch beim scheinbar befriedigenden Akte, feinere, gleichsam mikroskopisch feststellbare Anomalien vorkommen, die noch unter dem Zeichen des Neurotischen stehen.

Wenn wir aber in der Beobachtung und in der Anwendung unserer analytischen Erkenntnisse weitergehen, so kommen wir zur Ansicht, daß der wirklich voll befriedigende Akt ein durchwegs relativer Begriff und beim Menschen nicht vollkommen erreichbar ist. Der Zustand: „*omne animal post coitum triste est*", die traurige Enttäuschung, die der Befriedigung folgt, kommt normalerweise beim Menschen nicht zum Vorschein, weil ihm Mittel zu Gebote stehen, die ihn über die reaktive Unzufriedenheit hinwegtäuschen. Diese Mittel haben aber nichts mehr mit der direkten Triebbefriedigung zu schaffen und ihre freie Verfügbarkeit liefert Zeugnis,

daß das Erlebnis nicht restlos erfüllend war. So ist der Schlaf, in den das sexuell befriedigte Individuum verfällt, — wie der Schlaf immer, — eine Abkehr von dem erotisch nicht besetzten, also unlustvoll gewordenen Dasein. Ebenso ist die nachher gesteigerte Sublimierungsfähigkeit ein Beweis, daß die „volle Befriedigung" einen großen Rest von unbefriedigten, zur Desexualisierung bestimmten Triebenergien übriggelassen hat; wissen wir doch, daß die besten Sublimierungskräfte der genitalen Libido entstammen.

Ist die sexuelle Vereinigung die einfachste Form der Einheitsherstellung, so wird die physiologisch bedingte Entspannung und Trennung als Enttäuschung erlebt und die Schuldgefühlreaktion, die jeder Befriedigung folgt, kann erst in der Sublimierung erledigt werden. Der Wiederholungszwang, die zweizeitige Sexualentwicklung und die in der Entwicklung bedingte Trennungsreaktion sind jene Momente, die verursachen, daß jede Lustbefriedigung auch in der höchsten Entwicklungsphase von Unlust gefolgt ist. Die Unlust als Nachfolgerin der höchsten Lustgewinnung pflegt in der Regel dort direkt erlebt zu werden, wo die triebgehemmten zärtlichen Objektbeziehungen fehlen und nicht imstande sind, nach der erfolgten Triebbefriedigung tröstend und bindend einzutreten.

Aber auch die andere Form der Lustgewinnung, die der direkten Triebbefriedigung entgegengesetzte, ist mit denselben Enttäuschungs- und Unlustreaktionen verbunden. Auch die Sublimierung ist ein Verbindungsakt, ihr Ziel die Erreichung einer Einheit. In den Sexualakten entledigt sich der Mensch unter Lust- und Unlustreaktionen der Ichtriebspannung. In den Sublimierungsakten befreit er sich der Ich-Über-Ich-Spannung, indem er das im Ich durch Identifizierung entstandene Ichideal in die Außenwelt projiziert, um es dann wieder seinem Ich, dessen Grenzen erweiternd, einzuverleiben. Jede Sublimierung geht mit dieser Erweiterung des Ich einher und bringt somit mehr oder weniger große Mengen narzißtischer Befriedigung mit sich. Doch auch hier dieselbe Enttäuschungsreaktion wie bei der Triebbefriedigung. Typisch ist jene, uns allen gut bekannte Gefühlssensation beim Erreichen eines lang angestrebten Sublimierungszieles. Immer die traurige Verstimmung nach dem Erreichen des Zieles, auf welchem Wege und in welcher Form dies auch geschehen mag. Dem narzißtisch erweiterten Ich steht nun die übrige, uneroberte Welt entgegen — zwischen dem Ich und der Welt ist wiederum eine wohl um ein Stück verschobene, aber doch von der übrigen Welt trennende Schranke entstanden. Diese Trennung Ich-Welt wird eben im Momente der Zielerreichung enttäuschend empfunden und wiederholt genau die — mehr oder weniger bewußt erlebte — Entspannungs- und Enttäuschungsreaktion der Sexualbefriedigung. Diese Reaktion trat bei der Pat. *A.*, wie wir gesehen

haben, in pathologischer Verstärkung auf. Die Hemmung, die jeder Triebbefriedigung vom Über-Ich auferlegt wird, hat sich bei ihr nachträglich und übermäßig in der Depression ausgewirkt. Im Akte selbst erlebte sie, vielleicht sogar überstark, das volle Glücksgefühl. Der Pat. *B.* wiederum wurde das Glückserlebnis der Sublimierung in pathologischer Verstärkung zuteil — auch bei ihr mit nachträglicher Reaktion in der Depression.

Die Parallele beider Fälle liegt im Zustand des akut und intensiv eintretenden Glücksgefühls durch Herstellung einer ungestörten Ich-Nichtich-Einheit auf dem Wege des harmonischen Zusammenwirkens zwischen Ich und einer vom Ich differenzierten Instanz.

Wir sind in beiden Fällen zum gleichen Resultat gekommen; das Glücksgefühl wurde durch einen Vorgang im Ich erreicht, indem sich dieses einer seiner Abhängigkeiten entledigt hat und somit in ein beglückendes Bündnis mit der anderen eintreten konnte. Es ist in der vergleichenden Parallele dieser zwei Fälle so, als ob es dem glückempfindenden Ich alleseins wäre, mit wem es dieses Bündnis schließt: mit seinen Triebtendenzen oder mit seinem Über-Ich! Das, was das Ich im Glückszustand erreicht, ist jenes angestrebte Ziel, die Herstellung einer erweiternden Einheit.

Was bedeutet nun dieses beglückende Einheitsgefühl? In allen Tendenzen und Strebungen wirkt sich als immanente Kraft die Urtendenz der Rückkehr zum Zustand jener Epoche aus, in der das noch undifferenzierte Ich weder die Feindseligkeiten der Außenwelt noch die seiner inneren Instanzen kannte. Diesen Zustand kann es wiederum erreichen, wenn es ihm gelingt, die Grenze zwischen dem Ich und der Welt zu verschieben; als Bindeglied dient hier die Libido, an ihr vollzieht sich jene Verschmelzung, in der die Grenze zwischen dem Ich und der Objektwelt verschwindet, so daß das Ich im Einheitsgefühl zu seinem Glückserlebnis kommt, sei es in der Triebbefriedigung, sei es in der Sublimierung. Dieses Einheitsgefühl kann erst zustande kommen, wenn sich im Ich selbst keine störenden Einflüsse geltend machen. Es ist somit das Resultat eines synthetischen Vorganges, indem die Verschmelzung aller jener inneren und äußeren Kräfte zustande kommt, die um das Ich herum im Kampfverhältnis zu einander stehen. Dieses Resultat wird durch die bindende Kraft der narzißtischen Libido erreicht. Das Glücksgefühl, das wir als Gefühl der Einheit und Erweiterung im Ich definiert haben, ist somit ein durchwegs narzißtisches Gefühl. Der Unterschied zu jenen Vorgängen, in denen die Steigerung der Ichlibido zu pathologischen Veränderungen führt, liegt darin, daß bei der s. g. „narzißtischen Stauung" dieser Vorgänge die Libido aus den Objektbesetzungen zurückgezogen wird. Hier verläßt sie ihre Positionen nicht, sondern das

Ich erweitert seine Grenzen, indem es durch Identifizierungen die Einheit mit jenen libidinös besetzten Positionen herstellt.

Strebt das Ich, im Verhältnis zur Außenwelt seine Grenzen im Einheitszustand zu erweitern, so strebt es vor allem die ursprüngliche Icheinheit durch einheitliches Zusammenwirken der Ichinstanzen an. Auch das ist vom Haushalt der narzißtischen Libido abhängig.

Diese Einheitsbildung im Ich wird sich aber durch zwei wichtige Momente vom narzißtischen Urzustand unterscheiden. *1)* hat das Ich seine Entwicklung im Kampfe gegen die Außenwelt durchgemacht und erwarb so das nie ruhende destruktiv-libidinöse Streben, seine Grenzen zu erweitern; *2)* hatte auch der Narzißmus die Libidoentwicklungen mitgemacht und den ursprünglichen, unambivalenten Charakter in seinem Verhältnis zum Ich als Objekt verändert. Die narzißtische Libido eines Individuums, das die genitale Stufe erreicht hat, verhält sich dem Ich gegenüber toleranter, weniger ambivalent, und ist geeigneter, in seiner Bindungseigenschaft die harmonische Icheinheit herzustellen.

Somit ist der Glückszustand ein endogenes, narzißtisch bedingtes Ichgefühl; er entsteht dort, wo die Ichgrenzen durch die Herstellung einer Einheit zwischen Ich-Welt erweitert sind, durch Objektbesetzung, Sublimierung oder durch Erreichung der Icheinheit im Ich selbst.

Das Glücksgefühl kann nur als Endresultat einer Zielstrebung entstehen und ist inneren Gesetzen unterworfen, aus denen sich seine durchwegs passagere Natur ergibt. Es folgt ihm Sättigung, Enttäuschung und neues Streben! Die innere Harmonie, die wir als Meßstab der Gesundheit genommen haben, schafft auch die seelische Zufriedenheit. Als Dauerzustand ist sie nur dort zu erwarten, wo das Streben und Vorwärtsdrängen aufhört und die Seele zugunsten des Friedens aufs Erobern verzichtet. Sie befreit sich von der Gefahr der Enttäuschung und vom Schmerz der Sehnsucht. Auf das Glücksgefühl muß sie aber verzichten, denn dieses ist immer an das Erreichen und nicht an das Bestehen gebunden!

PSYCHOANALYTIC QUARTERLY LIBRARY

Narzißmus im Ichgefüge

Vortrag auf dem X. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß zu Innsbruck am 1. September 1927

Von

Paul Federn

Wien

Obzwar ich von Störungen ausgehe, deren leichte Grade auch der Gesunde zeitweise vorübergehend erlebt, von Störungen, die Sie alle selbst mitgemacht haben, glaube ich nicht, daß Sie sich mit den Störungen beschäftigt haben. Denn sie fallen wenig auf, und mich brachte erst ein besonderer Anlaß auf den Weg der Untersuchung, den ich Sie bitte, mit mir zu gehen. Wahrscheinlich werden Sie einen inneren Widerstand dagegen spüren, denn das eigene gesunde und ungestörte Ichgefühl, diese Vorbedingung aller Frohheit, lassen wir alle lieber unbetastet. Aus diesem Widerstande heraus wurde die Beobachtung der Komponenten des Ichs von jenen Autoren ignoriert, welche im Ich nur eine Abstraktion der Unterscheidung von Subjekt und Objekt sehen wollten, und auch von jenen, welche dem Ich eine „homogene Ganzheit" zuschrieben, so daß für sie die Bezeichnung „Ich" fast gleichbedeutend die alte Bezeichnung „die Seele" ersetzte.

Folgerichtig muß die Psychoanalyse diese beiden Auffassungen ablehnen. Die Struktur des Ichs, d. h. die Zerlegung in Instanzen, die Dynamik derselben, ihr Verhältnis zum Triebhaften, zum Unbewußten, auch zum Körperlichen, beschäftigt uns alle. Hier liegt die Probe auf Freuds Theorie vom Narzißmus: Hat die Libido nur das Ich zu bewegen oder baut sie es auf?

I

Man hätte erwarten können, daß die psychoanalytische Erforschung des Ichs wenn auch nicht von der Selbstbeobachtung der leichten Störungen, so doch von jenen schweren Erkrankungsfällen ausgehen hätte sollen, welche als Depersonalisation und Entfremdung das Interesse der Psychiater lange schon geweckt haben. Bei Janet und Schilder finden Sie eine

überreiche Literatur, die ich mit Rücksicht auf die beschränkte Zeit kaum erwähnen werde. Die genannten hervorragenden Werke sind noch ohne Anerkennung und ohne Verwendung der Libidotheorie geschrieben. Erst später haben Psychoanalytiker diese Lehre zur Erklärung der Depersonalisation anzuwenden versucht. Meine Arbeit bezweckt, die Libidolehre an dieser Aufgabe zu prüfen und durch diese Prüfung ihre Richtigkeit neuerdings zu beweisen.

Dabei stütze ich mich auf die Arbeit Nunbergs. Er hat aus seinen psychoanalytischen Beobachtungen einwandfrei nachgewiesen, daß Depersonalisation und Entfremdung durch den Verlust eines wichtigen Libidoobjektes, durch die traumatische Wirkung der Zurückziehung der Libido entstehen. Nunberg hat auch auf die Ubiquität dieser Störungen beim Beginn der Neurosen aufmerksam gemacht. — Ich selbst gehe noch weiter und meine, daß allen Psychosen und Neurosen eine Ichstörung im Sinne der Entfremdung vorausgeht, daß sie aber meistens bei der Etablierung der Neurose oder Psychose schon wieder vergangen ist, denn sie geschah oft in der frühen Kindheit und wurde vergessen. Sie wird dann in der Psychoanalyse nicht immer erinnert, zumal da sie die Psychoanalytiker bis jetzt nicht genug beachteten. Daher darf uns die Erfahrung, daß die initiale Ichstörung nicht jedesmal nachgewiesen werden kann, nicht abhalten, ihre Ubiquität anzunehmen. Ich hoffe, daß es unserer weiteren Forschung gelingen wird, ihr Auftreten als libidotheoretisch unerläßlich zu erweisen.

Da aber ihre Häufigkeit feststeht, habe ich in einem Vortrage[1] über dieses Thema die „Entfremdung" als die häufigste „passagère narzißtische Aktualpsychose" bezeichnet. Diesen Namen will ich heute begründen. Zunächst will ich Sie darauf aufmerksam machen, daß dieser Name in einem gewissen Gegensatz steht zu Nunbergs Entdeckung, daß es sich um eine Kränkung des Ichs durch die Zurückziehung der Objektlibido von einem Objekte handelt, denn ich spreche von einer direkten aktuellen Störung der narzißtischen Libido. Diese Abweichung hebt die wichtigste Tatsache hervor, von deren Beobachtung meine weiteren Schlüsse ausgehen. Es handelt sich darum, die Ichlibido von der Objektlibido nicht nur theoretisch zu trennen, sondern sie durch Beobachtung abzugrenzen.

Aus der Praxis und Literatur kennen wir alle die schweren, immer etwas unheimlichen Klagen, mit welchen schwere Fälle von Depersonalisation ihren Zustand, vielmehr ihre wechselnden Zustände schildern. Die Außenwelt erscheint dinglich unverändert, aber doch anders, nicht von selbst so richtig

1) In der Ungarischen PsA. Vereinigung, im Februar 1927.

nahe oder fern, hell, warm, vertraut und wohlbekannt, nicht richtig wirklich bestehend und lebhaft, mehr wie traumhaft und doch anders als traumhaft. Im Innern kann es wie tot sein; so fühlt sich der Kranke, weil er sich nicht fühlt. Sein Fühlen, Wollen, Denken, Erinnern ist anders, fraglich, unerträglich anders geworden. Dabei weiß der Kranke alles richtig, keine Qualität der Wahrnehmung, der verstandes- und vernunftsgemäßen Auffassung und Verarbeitung haben gelitten. Er weiß auch, was an Gefühl ihm abgeht. Es fehlt, wie Schilder im Anschluß an Husserl so richtig ausführt, die „Evidenz" oder, wie Janet es plastisch nennt, *„le sentiment du réel"*. In noch schwereren Fällen ist auch die „Einheit des Ichs" fraglich geworden, das Ich wird in seiner Kontinuität nur gewußt, nicht gefühlt. Die Zeit, der Ort, die Kausalität werden gekannt und richtig zur Orientierung angewendet, aber nicht in ihrer selbstverständlichen Spontaneität besessen. Nur in den schrecklichsten Fällen geht auch der Kern des Ichs, der, wie Hermann mit Recht betonte, mit dem Gleichgewichtssinne zusammenhängt, verloren.

Unter den durchschnittlich schweren Fällen gibt es mehr, welche nur über Entfremdung der Außenwelt klagen, als bei denen auch Affekte und sonstiges Innenleben die Evidenz verloren haben. Wir würden nun bei Anwendung der Libidotheorie annehmen, daß dort, wo die Außenwelt als selbstverständliches Erleben verlorengegangen ist, Objektlibido, hingegen dort, wo das Ichgefühl und das Innenleben verstört wurde, narzißtische Libido fehlt.[1]

Diese Annahme hat sich mir als unrichtig erwiesen. Denn wir können von den Kranken erfahren, daß bei jeder Entfremdung, auch bei solchen, welche angeblich ausschließliche Außenentfremdung sind, stets das Ichgefühl gestört ist; die Kranken brauchen das allerdings nicht von selber zu bemerken. Und zwar ist jener Anteil des Ichgefühls gestört, den ich in meiner Mitteilung über Variationen des Ichgefühls als „Körperich-Gefühl" bezeichnet habe. Dieses verhält sich zu dem von Schilder entdeckten „Körperschema" analog wie sonst „evidentes Erleben" zur Wahrnehmung. Das Körperich-Gefühl ist die evidente Sensation des gesamten Körpers, nicht nur nach Schwere (wie Schilder und Hartmann fanden), sondern auch nach Größe, Ausdehnung und Ausgefülltsein. Dieses uns ständig eigene, ja, eigenste Gefühl beachten wir gar nicht, auch dann

1) Was im Einzelfalle mit ihr geschehen ist, ob und wohin sie abgezogen wurde, ob sie geschwunden ist, oder ob sie verwandelt worden ist, soll uns heute nicht beschäftigen, ebensowenig die pathologischen Voraussetzungen, unter denen die Entfremdung eintritt, also nicht die Vorgeschichte des entfremdeten Ichs. Meine Untersuchung betrifft nicht die Klinik der Entfremdung, nur die Diagnose, die Phänomenologie und die Theorie ihrer Dynamik.

nicht, wenn es gestört ist. Freilich, wenn man einmal auf die Verschiedenheit dieser Sensation, z. B. nach dem Ermüdungszustande, aufmerksam wurde, ist der Gesunde ebenso wie der Kranke leicht imstande, es zu unterscheiden und seine Variationen zu verfolgen. Ich selbst kam darauf, als ich vor mehreren Jahren beobachten wollte, wie sich die Ichbesetzungen beim Einschlafen von Körper und Seele zurückziehen. Wer das Glück der kindlich raschen Dormition verloren hat, oder wer darauf zeitweise zu verzichten bereit ist, wird bestätigen, daß das Körperich-Gefühl dabei einfachen oder abstrusen Veränderungen zu unterliegen pflegt.

Mit dieser Kenntnis wenden wir uns wieder unseren Fällen von Außen-Ich-Entfremdung zu. Da finden wir nun, daß bei ihnen das Körperich-Gefühl, diese psychische Repräsentanz der Körperich-Grenze, während der Entfremdung immer gestört ist. Es deckt sich dann nicht mehr mit dem richtigen Körperschema.

Nun kommen Verkleinerungen und Verzerrungen des Körperich-Gefühles auch im vollen Wachzustande oft bei Menschen vor, die nicht an Entfremdung leiden, die sich für ganz gesund halten, nur nicht ganz guter Stimmung sind. Bei sogenannter Neurasthenie sind sie sehr häufig. Die Störung schwindet aber, sobald die Aufmerksamkeit auf die Vorstellung der Gesamtgestalt gerichtet wird, was auch von selbst geschieht, wenn Bewegungen des Körpers intendiert oder ausgeführt werden. Sofort ergänzt sich das volle Körperich-Gefühl. Das ganze Symptom erscheint so harmlos, daß es Ihnen auch zu unbedeutend erscheinen mag, um daraus Schlüsse zu ziehen. Es ist aber trotz seiner Harmlosigkeit nicht vage, sondern überraschend präzis. Wenn ein Neurastheniker, weil er müde wurde, z. B. sein Ichgefühl nur mehr bis zur Achselhöhle hat, und dabei seine Arme an die Brust preßt, so kommt ihm diese — ganz merkwürdig — zu schmal vor, obgleich er wahrnimmt und weiß, wie breit sein Thorax ist. Ein noch komischeres Gefühl konnte ich bei mir selbst hervorrufen, wenn ich durch Schlafdefizit und Arbeit das Körperich-Gefühl des Kopfes gestört empfunden habe. Wenn ich dabei den Schädel mit der Hand umklammere, so fühle ich ihn trotz der Wahrnehmung des harten Knochens zwischen den breit gespreizten Fingern wie ausdehnungslos.[1]

Ich fand nun, daß bei Außenwelt-Entfremdeten das Körperich-Gefühl nicht nur vorübergehend fehlt oder eingeschränkt und verringert ist, und nicht durch eine halbe Stunde Schlaf ausgleichbar ist, sondern daß es hartnäckig gestört bleibt. Es ist auch nicht durch Aufmerksamkeit oder Bewegung allein zu reparieren, solange die Entfremdung eben anhält. Diese Angaben

1) Solche Symptome sind auch von praktischer Bedeutung, weil sie als frühestes Versagen des Ichgefühls mahnen, nicht die Übermüdung fortzusetzen.

sind von dem Entfremdeten ganz exakt zu bekommen, denn wie Sie wissen, ist die Selbstbeobachtung ein ständiges Bedürfnis dieser Kranken. Das hat ja mit Unrecht manche Autoren veranlaßt, die Entfremdung selbst durch die gesteigerte Selbstbeobachtung, oder wie kürzlich Hesnard es wieder tat, durch eine Steigerung des Narzißmus zu erklären. Im Gegensatz dazu betont meine Erklärung die Herabsetzung der narzißtischen Besetzung.

Wir haben somit die feste Überzeugung gewonnen, daß die Evidenz der Körperich-Grenze erhalten bleiben muß, damit die Außenwelt evident bleibe. Wir besitzen also, ganz getrennt von der Freudschen Realitätsprüfung, welche die Außenwelt durch Absuchen und Vergleichen an ihrer Unabhängigkeit vom Ich erkennt, ein dauerndes Evidenzgefühl der Außenwelt, welches dadurch entsteht, daß die Eindrücke aus der Außenwelt eine mit einer besonderen Qualität an Sensation und Körper-Ich-Gefühl besetzte Körperich-Grenze passieren. Die psychische Repräsentanz der Körperich-Grenze, das Evidenzgefühl derselben, fehlt manchmal nur für Teile derselben, z. B. für die Beine beim Gehen oder für das Gehör, Gesicht oder den Geschmack. Leichte Grade, also bloße Abstumpfung einer Ichgrenze, kann durch Anstrengung noch kompensiert werden. Diese Anstrengung begleitet die uns wohl bekannte Realitätsprüfung. Mit ihr stellt sich dann eben gleichzeitig das Evidenzgefühl her. Hingegen hat der Normale, völlig Ichgesunde ununterbrochen sein volles Körpergrenzgefühl, welches dauernd und unauffällig die Außenwelt abgrenzt.

Wir müssen aus all dem mit Sicherheit schließen, daß die Entfremdung der Außenwelt in einer Störung der Ichperipherie in bezug auf eine Gefühlsbesetzung besteht. Diese ist von der Besetzung der Objekte zu unterscheiden. Insbesondere ist dieses periphere Ichgefühl nicht etwa mit dem Tastsinn und sonstigen Sinnesfunktionen identisch. Durch viele Autoren wurde genauestens festgestellt, daß all diese Funktionen auch bei der schwersten Entfremdung intakt geblieben sind.

Daß nun diese Besetzung der Körperich-Grenzen libidinöser Natur ist, ergibt sich schon aus den Beobachtungen Nunbergs. Auch ich habe, so wie Nunberg früher berichtet hat, ohne von Ichbesetzung zu sprechen, den unmittelbaren Zusammenhang der Herstellung und des Schwindens der peripheren Ichbesetzung mit aktuellen sexuellen Vorgängen bestimmt feststellen können. Hiezu will ich einige Beispiele aus meiner Erfahrung geben:

Ich habe einen Fall von zeitweise ganz schwerer Außenweltentfremdung durch zwei Jahre täglich beobachtet und analysiert. Dabei ergab sich, daß er immer wieder auf sexuelle Inanspruchnahme mit Verlust des Körperich-

Gefühls reagierte. Auch hatte der Dauerzustand von Entfremdung nach einer exzessiven sexuellen Inanspruchnahme begonnen. Solche Fälle finden sich übrigens zahlreich in der nicht psychoanalytischen Literatur, ohne daß die Autoren dem die gebührende Bedeutung zugeschrieben hätten.

Dieser Fall lieferte mir noch einen speziellen Beweis für die Provenienz der Körperich-Gefühlsbesetzung von der Sexualität. Ihm war das von früher wohl erinnerte Evidenzgefühl der Körperperipherie im Bade ganz verloren. Während der gelegentlichen Masturbation im Bade, stellte sich aber das volle Körperich-Gefühl wieder ein, um mit der sexuellen Abspannung einer gesteigerten Entfremdung zu weichen.

Ein andersartiger überzeugender Beweis war ein Traum, über den ich bereits berichtet habe. Er ist ganz singulär, weil er mit dem höchsten Grad vorübergehender Körperich-Entfremdung endete. Der Mann träumte besonders lebhaft und ungewöhnlich intensiv sexuell von einem stark begehrten Sexualobjekte, welches er außerhalb seines Bettes koitierte. Der ganze Vorgang wurde vom Träumer als der lebendigste Traum bezeichnet, den er je erinnerte. Man kann sagen, alle im Schlaf erwachte Libido war zur Objektlibido geworden; diese Libidoverwendung hielt noch eine kurze Zeit beim Erwachen an, denn er erwachte durch den Traum (das Problem des Traumerwachens erhält dabei erneutes Interesse), und nun fühlte er nur mit dem wachgewordenen psychischen Ichgefühl sich selbst, während das Körperich-Gefühl für Peripherie und Tiefe zunächst völlig fehlte. Es war ihm unheimlich, neben ihm lag sein Körper im Bette, er selbst fühlte sich noch bei dem geliebten Sexualobjekte, das er mit überraschtem Bedauern vermißte. Stellen wir uns solche Zustände andauernd vor, so haben wir eine Vorstellung vom Grad einer Entfremdung, bei der alle narzißtische Besetzung des Körperich fehlt. Ähnliche Zustände werden von Narkotisierten berichtet. Solche Entfremdungsgrade sind in der Literatur zahlreich beschrieben.

Ich könnte noch andere Beispiele dafür bringen, wie unmittelbar das Körperich-Gefühl von dem Sexualtriebe abhängt. Das Berichtete läßt aber bereits den Schluß ziehen: Das Evidenzgefühl beruht auf dem Ich zugewendeter, besser auf für das Ichgefühl verwendeter Libido. Die Libido stellt erst unser Ich her. Der Narzißmus ist hier nicht eine theoretische Konzeption, sondern gleichsam in *statu nascendi* beobachtet. Die Tatsächlichkeit des Narzißmus ist damit bewiesen.[1]

1) Es ist nicht Autoritätsglaube und Vorliebe für eine Theorie, sondern die Empirie, die uns hindert, der Psychologie Ranks zu folgen und die Libidolehre über Bord zu werfen; oder mit Adler die Sexualität als Akzedens und bloßes Betätigungsfeld der ganzen Individualpsyche aufzufassen.

Mit den bisherigen Ausführungen habe ich meine Bezeichnung der Entfremdung als „narzißtische Aktualpsychose“ gerechtfertigt. Ich habe der aktuellen sexuellen Ursache nur der Beweisführung wegen so breiten Raum gegeben, dabei aber nicht sie als einzige Ursache der Entfremdungszustände bezeichnen wollen. Entfremdung tritt nicht nur wegen aktueller Störungen in der Ökonomie der aktuellen Sexualvorgänge, d. h. wegen Erschöpfung der Libidoreserven auf. Viel häufiger schwindet die narzißtische Besetzung der Körperich-Grenzen aus all den komplizierten psychoneurotischen Mechanismen, durch welche Libido verdrängt oder verschoben wird. Besonders wichtig und gleichfalls empirisch nachweisbar ist die narzißtische Besetzung vermöge der Identifizierung des Ichs mit dem männlichen Genitale und ebenso ihre Störung bei deren Störung, z. B. bei Pathoneurosen nach der Darstellung Ferenczis. Die narzißtische Besetzung kann also vom Ich aus oder von den Libidoquellen des Es aus gehindert sein.

Wiederholen will ich bereits in Budapest Gesagtes, weil es seither von Reik in Wien vorgebracht wurde: daß nämlich die erste Entfremdung in der Kindheit meist aus einem Schreckerlebnis resultiert. Weshalb das Ich mancher Personen dauernd geschwächt bleibt, so daß später Depersonalisationsvorgänge im Vordergrund der Erscheinungen stehen, gehört nicht zur Frage nach dem Wesen, sondern zur Ätiologie und Klinik der Depersonalisation. Diese heute zu besprechen, fehlt die Zeit. Dieser Zusammenhang von Schrecken und Depersonalisation macht uns weiter auf einen wesentlichen Unterschied in der Dynamik der Angst und des Schreckens aufmerksam. Bei der Angst behält die Körperich-Grenze ihre narzißtische Besetzung, wahrscheinlich ist sie durch die gespannte Erwartung und die mit ihr verbundene libidinöse Betonung des Ichs, das bewußt oder unbewußt von Gefahr bedroht ist, sogar stärker narzißtisch besetzt. Diese narzißtisch libidinöse Besetzung erklärt zum Teil das Bestehen von Angstlust. Beim Schrecken verliert das Ich seine narzißtische Grenzbesetzung; jeder Schrecken ist mit Entfremdungsgefühl verbunden. Damit bringe ich die Erklärung der traumatischen Neurose durch Freud in diesem neuen Zusammenhange wieder.

Eigentlich darf es uns nicht wundern, daß die Außenwelt bei Entblößung der Ichgrenze von ihrer narzißtischen Besetzung, die wir ständig als gesundes Körperich-Gefühl empfinden, entfremdet ist. Die Erscheinungen, welche dem Fehlen der Objektlibido entsprechen, kennen wir ja schon lange als Gleichgültigkeit und Kälte gegenüber den Objekten. Diese Verarmung an Libidobesetzung der Objekte und Objektvorstellungen geht oft lange der Entfremdung voraus. Wir bezeichnen die ungeliebt

gewordene Welt oder Person ja auch, aber in einem ganz anderen Wortsinne als fremd, nämlich im Sinne von „so gleichgültig wie ein Unbekannter". Aber der völlig gleichgültige, keines Interesses und keiner Übertragung würdige Unbekannte wirkt nicht eine Spur „entfremdet". Und wenn wir von der Fixierung der gesamten Objektlibido an eine Person, von der Liebe sprechen, so fällt uns auf, daß bei plötzlicher Erkaltung derselben unser Ich erkaltet und geändert ist, während das Objekt uns gleichgültig wurde, aber keines von beiden, weder das Ich noch das Objekt, im Sinne der Depersonalisation „entfremdet" sind.

Ich glaube, wir wundern uns viel zu wenig, daß überhaupt, wie wir abermals gefunden haben, das Ich und die Welt anders, ja, völlig anders werden können, wenn die Sexualität gehindert oder verdrängt wird. Vor Freud gehörte die Sexualität kaum zur Seele, nur zum — Körper. Vor der Psychoanalyse haben wir auch die Liebe nur als Erlebnis des Ichs, als freudiges oder trauriges, aufgefaßt. Sie ist es aber — wie wir heute wissen — die erst das Ich schafft und die es erhält. Die Frage, die der fromme, große Dichter an seinen Gott gerichtet hat: „Hast du die Liebe ins Weltengewebe verknüpft oder ist sie dir nur als Rechenfehler entschlüpft?"[1] — diese Frage hat erst die Psychoanalyse beantwortet. Sobald wir uns aber besinnen und das Wunderbare im Ichaufbau durch die Libido bedenken, dann müssen wir die Größe der Konzeption Freuds bewundern, die aus der Weltabkehr eines Schizophrenen den Narzißmus zuerst erschlossen hat.

II

Vom Narzißmus wird die psychische Repräsentanz der Wahrnehmungspforten, das ist die Körperich-Grenze, mit Körper-Ichgefühl besetzt. Wir hörten schon, daß diese narzißtische Hülle normaler- und pathologischerweise — nach Stärke, Ausdehnung und Widerstandskraft — variiert und mit ihr das Körper-Ichgefühl.

Von den Erscheinungen der krankhaften Variation des Körper-Ichgefühls, also von der Pathologie des peripher sich zeigenden Narzißmus, wollen wir nun sprechen. Die Stärke der Besetzung ist individuell verschieden und stellt eine wichtige Komponente der Laune und Stimmung dar. Pathologisch gesteigert finden wir den Unterschied zwischen manischen und melancholischen Zuständen. Der Manische fühlt sich an Brust und Gliedern wohler und erfüllter, der Melancholiker unwohl und wie ausgeleert. Bei Melancholie sind Entfremdungszustände besonders häufig.

1) Mickiewicz, Totenfeier.

Die pathologischen Unterschiede in der Ausdehnung des Körper-Ichgefühls wollen wir ohne theoretische Einleitung an ein paar Beispielen vorführen. Bei einem Hysteriker fand ich in den symptomfreien Zeiten das Körper-Ichgefühl normal; bei Verschlechterung der Stimmung war es speziell an den Stellen des Körpers, an welchen sich hysterische Symptome zeigten, vermindert, unmittelbar vor dem Auftreten der Symptome aber verstärkt.

Sonst finden wir, daß sich in pathologischen Fällen entweder das Körper-Ichgefühl gegen den Kopf zu zurückzieht, oft nicht über die Stirne oder über den Mund oder nur bis zum Hals, zur halben Brust usw. herabreicht, oder aber daß es im ganzen verkleinert ist. Im ersten Fall haben mitunter die besetzt gebliebenen Teile ein verstärktes Körperich-Gefühl. Wenn nicht die optischen Eindrücke stark entfremdet sind, so bleiben die Augen besetzt. Noch resistenter ist die Mundzone.

Bei männlicher psychischer Impotenz sind die Genitalien meist ohne jedes Körperich-Gefühl. In Fällen, bei denen mit der Verdrängung der genitalen Libido die ganze libidinöse Persönlichkeit auf der prägenitalen Stufe verharrt zu sein scheint, während der Intellekt sich voll entwickelt hat, ist mit dieser Fixierung auch das Körper-Ichgefühl bereit, auf eine geringere Ausdehnung zu regredieren. So haben wir im Körperich-Gefühl ein eruierbares Symptom der Ichregression. Es ist, wie wenn die narzißtische Besetzung der Körperich-Grenze, d. h. ihre psychische Repräsentanz, auf einer früheren Stufe verblieben ist oder sich leicht auf sie zurückzieht. Pierce Clark hat auf unserem Kongresse in Homburg solche Befunde bei narzißtischen Neurosen und Psychosen durch seine Phantasiemethode erhoben und auch vom Körperich-Gefühl, wenn auch nicht speziell, gesprochen.

Als Beispiel bringe ich einen Fall mit wechselndem Körperich-Gefühl. Er stand wegen homosexueller Impotenz und depressiver Hemmung in meiner Behandlung. Er hatte nun in Perioden von aktiv homosexueller und von heterosexueller Einstellung ein volles Körperich-Gefühl und war in diesen Zeiten auch mit objektlibidinöser Befriedigung der Realität in Beruf und Gesellung angepaßt. In Zeiten passiv homosexueller Einstellung, die seiner Pubertätszeit entsprach, reichte das Körperich-Gefühl nicht über die Leibesmitte; zu solchen Zeiten verspürte er auch einen Widerstand, sich von anderen Personen mehr als den Oberleib vorzustellen. Die Ablehnung der Genitalität war also mit einer Einziehung der narzißtischen Besetzung verbunden. Es gab aber auch Perioden schwerer Entfremdung und in ihnen besetzte das Körperich-Gefühl nur Gesicht und Schlund. Diese Einschränkung, welche wohl der Säuglingszeit entspricht, war mit

Depression und libidinöser Gleichgültigkeit verbunden. Schließlich gab es Perioden von frühinfantiler Einstellung, die etwa dem dritten und vierten Lebensjahr entsprach, in welcher er sein Körperich-Gefühl in einer diesem Alter entsprechenden Gesamtgröße spürte. Die Libido war dabei passiv gegen den Vater, aktiv auf die Mutter gerichtet. Man mußte für diese Zeiten nicht nur Ablehnung und Verdrängung der reifen Genitalität, sondern Bejahung der genitalen infantilen Sexualität annehmen. Die reale Außenwelt war entfremdet, die Stimmung war erregt, fast ekstatisch mit Angstbereitschaft. Alle diese Angaben kamen für mich überraschend und waren von mir unbeeinflußt.

Ein anderes Problem ist das, ob es Qualitätsunterschiede im Körper-Ichgefühl gibt, und ob diese von der Qualität der Partialtriebe abhängt, deren Libido die narzißtische Besetzung speist. Sie werden mich besser verstehen, wenn ich Sie an Freuds Geschichte einer infantilen Neurose erinnere.[1] Freud gibt an, daß sein Kranker die Welt ständig wie durch einen Schleier zu sehen vorgab. Ohne daß der Autor es sagt, ist aus dieser Klage die Entfremdung erkennbar. Nun hebt Freud hervor, daß bis zur Behandlung dieser Zustand nur bei bestimmten Gelegenheiten zu weichen pflegte, nämlich wenn der Patient ein Klysma erhielt. Sie erinnern sich, daß es sich um einen analen Charakter mit passiv homosexueller Fixierung handelte. So ist dieser Befund analog dem von mir oben erwähnten, in welchem der Kranke seine Entfremdung nur während der Onanie im Bade verlor. Der Unterschied ist, daß die Wiederherstellung der narzißtischen Besetzung in meinem Falle durch genitale, im Falle Freuds durch anale passive Erregung provoziert wurde. Wir begreifen, daß zwei Menschen sich anders fühlen und verhalten müssen, wenn ihr Körper-Ichgefühl aus so verschiedenen Quellen stammt. Trotzdem halte ich noch für unsicher, eine verschiedene Qualität in der narzißtischen Besetzung selbst anzunehmen. Auch ohne eine solche kühne Annahme können wir den Unterschied im Körper-Ichgefühl je nach seiner Partialquelle auf folgende Weise erklären. Wenn wir nämlich bei Perversen die Verteilung und Ausdehnung des Körper-Ichgefühls und seine Intensität beachten, so finden wir die narzißtische Besetzung ungleich stark auf der Körperoberfläche verteilt, und zwar mit Bevorzugung der erogenen Zonen. So sind bei männlichen Sadisten die spezifisch erogenen Zonen, Mund mit Gebiß, Auge, Hand und Penis, nicht nur bei sexueller Erregung stärker sexuell beteiligt, sondern auch dauernd stärker ich betont. Der Masochist hat hingegen sein Genitale überhaupt nicht in sein Körperich-Gefühl einbezogen. Erröter haben je nach ihrer stärkeren exhibitionistischen Zone

1) Freud, Ges. Schriften, Bd. VIII.

Gesicht, Genitale, Nates, Frauen die Brüste mit ständig stärkerem Ichgefühl besetzt. So zeigt sich der Einfluß der Partialtriebe, die im Narzißmus zur Geltung kommen, in der Verteilung der Besetzung. Durch dieses perverse Ichgefühl ist auch — von den nur schlummernden Wünschen abgesehen — erklärt, daß solche Individuen ihre Perversität ständig fühlen und immer die Bereitschaft haben, als Perverse erkannt oder verfolgt zu werden.

Ein Qualitätsunterschied könnte aber in der narzißtischen Besetzung selbst fortbestehen, nämlich der zwischen der aktiven und passiven, respektive männlichen und weiblichen, vielleicht auch der Spannungslibido. Bisnun hat kaum noch die Sprache die Worte für diese Nuancen.

Es ist selbstverständlich, soll aber der Klarheit wegen nochmals ausdrücklich gesagt werden, daß mit all diesen Verschiedenheiten keine Verschiedenheit der Sinnesfunktionen verbunden ist; erst durch einen oder den anderen Konversionsmechanismus können physiologische Funktionsveränderungen hinzutreten.

III

Wir verlassen jetzt die Entfremdung der Außenwelt und wenden uns den Entfremdungserscheinungen des psychischen Innenlebens, also der eigentlichen Depersonalisation, der Ichentfremdung, zu. Bei der Außenweltentfremdung konnten wir die narzißtische Besetzung, respektive ihr Fehlen immer am vom Kranken beobachteten Körper-Ich-Gefühl erkennen. Zur Untersuchung der Entfremdung der Innenwelt fehlt uns dieser Index und wir bedürfen für sie einer Arbeitshypothese, deren Richtigkeit, wie ich glaube, auch Sie anerkennen werden.

Alle Gefühle von Entfremdung haben etwas so spezifisch Gleiches, daß wir für alle eine und dieselbe spezifische Ursache annehmen müssen, mag die Entfremdung welche psychische Funktion immer befallen. Da nun für die äußeren Wahrnehmungen die Ursache im Verlust einer normalen narzißtischen Besetzung von uns festgestellt wurde, müssen wir überall einen Verlust von narzißtischer Besetzung annehmen, wo Entfremdung vorkommt, also auch bei Entfremdung des Fühlens, Denkens, Erinnerns, Wollens u. a. Die Evidenz einer Funktion geht regelmäßig nur dann verloren, sie wird entfremdet, wenn die betreffende narzißtische Besetzung verloren ging. Wo sie aber verloren gehen konnte, muß sie in der Norm vorhanden gewesen sein. An den normalen Funktionen können wir den Anteil des Narzißmus nicht beobachten, bisnun wenigstens, an ihnen konnten wir ihn nur erschließen. Durch den pathologischen Mangel erfahren wir jetzt, wo in der Norm eine narzißtisch

besetzte Ichgrenze dauernd besteht. Durch diese Methode können wir jetzt den Narzißmus im Ichgefüge auch innerhalb der äußeren Ichperipherie, das ist der psychischen Repräsentanz der Wahrnehmungsperipherie, finden. Ganz kurz ausgedrückt: Wo Entfremdung vorkommt, da besteht im normalen Ichgefüge eine narzißtische Besetzung.

Wir werden an dieser Annahme um so eher festhalten, je mehr sie von den bisherigen psychoanalytischen Ergebnissen für die Theorie von der Ichlibido bestätigt wird. Wo sie zu anderen Ergebnissen führt, dort bedarf es neuer Untersuchung.

Wir können noch weiter gehen und sagen: Wo niemals Entfremdung vorkommt, dort dürfte es sich nicht um Beteiligung des Narzißmus an dieser Funktion handeln. Wir können nun den Narzißmus, aber auch nur ihn, wie durch ein Reagens nachweisen. Wir dürfen nicht aus unseren Ergebnissen schon schließen, daß er allein das Ich aufbaut. Vielleicht werden wir durch das Fehlen jeder Entfremdung auch noch auf die anderen Faktoren im Ichaufbau aufmerksam gemacht werden.

Ich denke, unsere Arbeitshypothese verspricht uns ein weites Arbeitsprogramm, das bei den schweren Ichstörungen, bei Psychosen, tief in das Ichgefüge hineinführen wird. Freilich müssen wir bei den schweren narzißtischen Ichstörungen die große Schwierigkeit erwarten, daß schwer Geisteskranke uns nicht klar von ihren Entfremdungsgefühlen berichten dürften, so wie es die intellektuell intakten Depersonalisierten, welche ich bisher untersuchte, tun. Eine ähnliche Schwierigkeit besteht für den Traum, dessen Selbstbeobachtung während des Traumes schwer gelingt und noch schwerer in der Erinnerung richtig festgehalten wird.

Heute wollen wir nur die Entfremdung einiger psychischer Funktionen mit unserer Methode ganz allgemein prüfen. Wir wenden uns zunächst den Affekten zu. Die Entfremdung erstreckt sich selten auf das ganze Gefühlsleben im selben Ausmaß. Dabei benimmt sich und handelt der Kranke wie einer, der Gefühle hat, und klagt doch über Gefühlsverarmung. Hierin liegt ein noch nicht hervorgehobenes Symptom der „pathologischen" Trauer. Bei ihr besteht immer auch eine Entfremdung für den Traueraffekt. Dabei haben aber die Selbstvorwürfe, Klagen und Schuldgefühle alle Macht über den Kranken, der aber auch von ihnen es oft beklagt, daß er sie nicht fühlt, der sich anklagt, daß er stumpf sei. Analog sind in allen anderen Fällen von Entfremdung der Affekte diese für den Kranken nicht „echt", nicht evident, er fühlt sie anders, analog wie er die Wahrnehmungen als anders aufnimmt. Die Affekte sind aber nicht etwa unbewußt, denn der Kranke merkt und klagt, welche Affekte — z. B. Scham, Ehrgeiz, Liebe — er unecht fühlt.

Wir schließen also, daß das Ich die Affekte in der Norm mit einer narzißtisch besetzten Grenze aufnimmt, deren Besetzung bei dem Affektentfremdeten fehlt. Diese Folgerung stimmt aber gut mit den Lehren Freuds überein, sowohl damit, daß die spezifische Qualität jedes Affektes von der Qualität seines Abströmens in das Physische erhält, als auch damit, daß sie Erinnerungen längst vergangener, wiederholter Erlebnisse sind. Wir können noch nicht sagen, ob die Entfremdung eines Affektes daran liegt, daß er — zentrifugal — beim Abströmen eine nicht mehr narzißtisch besetzte Ichgrenze verläßt, oder daran, daß die Sensation des Affektes — zentripetal — eine solche Grenze trifft. Jedenfalls ist jedes Gefühl, das unnarzißtisch vom Ich empfangen wird, ein kaltes Nichts an Gefühlserlebnis, so stark es auch objektiv sich ereignen würde, wenn es als „icheigen", d. h. an einer narzißtisch besetzten Grenze das *Bw* träfe. Diese Auffassung bestätigt auch die Meinungen und Erklärungen vieler nicht psychoanalytischer Autoren, die von Inaktivitätsgefühl beim entfremdeten, von Aktivitätsgefühl beim normalen Gefühl sprechen, denn auch die Libidolehre meint mit dem Worte „Besetzung" ein aktives Empfangen. „Aktives Empfangen" klingt wie eine Contradictio in adjecto; und doch entspricht es dem tatsächlichen Vorgange. Ebenso entspricht unsere Erklärung dem Fühlgefühl Löwys und der Noësis Husserls und gibt beiden den spezifischen Inhalt, daß die narzißtische Besetzung beim Passieren der Ichgrenze dieses Evidenzgefühl verleiht. Es wird viel Einzelarbeit erfordern, um die einzelnen Grenzen für die Gefühlsarten zu unterscheiden oder die Einheitlichkeit der Ichgrenze für sie nachzuweisen. Auch besteht eine Schwierigkeit für das Verständnis und für die Verständigung über diese Verhältnisse darin, daß dieses Begegnen mit dem Narzißmus des Ichs selbst als Gefühlsqualität zusammen mit dem Gefühl einheitig erlebt wird, während es bei den Wahrnehmungen als grundverschiedene Erlebnisart sich leichter von ihr abtrennen läßt. Es ist so, wie wenn bei manchen Waren der Grenzzoll direkt und separat verrechnet wird, bei anderen im Gesamtpreis verschwindet.

Wir erwähnten früher, daß die Affekte auch deshalb, weil sie Erinnerungen an Erlebnisse sind, der Entfremdung unterliegen. Das Erinnern ist nämlich bei vielen Entfremdungskranken an der Störung beteiligt. Die Erinnerungen treten schnell und richtig, auch klar unterschieden, ins *Bw* und treten doch, man möchte sagen, merkwürdig „unichisch" ein. Unter den Psychoanalytikern hat Reich auf das Erinnerungsgefühl besonderen Wert gelegt. Nach unseren früheren Erörterungen müssen wir annehmen, daß das Erinnerungsgefühl fehlt, wenn eine zu schwache oder gar keine narzißtische Besetzung dort bereitet ist oder dort sich herstellt, wo die

Erinnerungen in das *Bw* eintreten. Hier führen Verbindungen zu den Ausführungen Ferenczis über die Bejahung.

Eine bemerkenswerte Tatsache ist, daß wirklich Verdrängtes beim Eintreten in das *Bw*, soweit ich beobachtet habe, nie den Charakter des Entfremdetseins beim Eintritt in das *Bw* hat. Die narzißtische Besetzung der Ichgrenze ist dabei bereits vorhanden. Man darf aber nicht etwa meinen, daß eine entfremdete Erinnerung nicht bewußt sei, daß also die narzißtische Besetzung mit jener psychischen Besetzung, welche die Bewußtheit ausmacht, identisch sei.

Man kann im Gegenteil hier den wesentlichen Unterschied von der narzißtischen Besetzung, die getroffen wird, und der objektlibidinösen Besetzung, die an der erinnerten Vorstellung haftet, hervorheben. In der Verdrängung war die objektlibidinöse Besetzung der betreffenden Objektvorstellung entweder im *Ubw* vorhanden und von den Verbindungselementen abgezogen oder aber von der verdrängten Vorstellung selbst abgezogen. Die auftauchenden Assoziationen bringen die objektlibidinösen Besetzungen wieder. Die Ichgrenze selbst kann narzißtisch überbesetzt — bei der Zwangsneurose — oder minderbesetzt oder unbesetzt sein. Und nur von dieser narzißtischen Besetzung oder Wiederbesetzung hängt das Erinnerungs-Ichgefühl ab.

Das *déja-vu*, für welches Freud die ökonomische und inhaltliche Bedingung in dem Zusammenhang mit einer unbewußten Verschiebung aufstellte, wurde mit Recht von allen Autoren, außer von Freud selbst, der Depersonalisation zugerechnet. Bei diesem, immer als gewaltsame Störung der selbstverständlichen Stabilität des Daseinsgefühls empfundenen Vorgang wird bekanntlich ein Erlebnis als schon einmal dagewesen plötzlich erfaßt, wobei das Zeitgefühl so verloren geht, daß man nicht weiß, ob dieses „schon dagewesen" unmittelbar zuvor oder vor unerdenklichen Zeiten eintrat. Das Phänomen tritt bei manchen Depersonalisationskranken gehäuft auf, wird von ihnen als Entfremdungsgefühl agnosziert; da diese Kranken für die Agnoszierung Experte sind, besteht für mich kein Zweifel, daß das *Déja-vu* in einer ganz kurzen Entfremdung besteht. Der Sachverhalt stellt sich nun dar, wie folgt: Ganz vorübergehend passiert als auftauchendes Erlebnis eine Erinnerung die Vorstellungs-Ichgefühlsgrenze oder eine Wahrnehmung, die Wahrnehmungs-Ichgefühlsgrenze zuerst in einem Momente, da die Grenze ohne narzißtische Besetzung ist und gleich danach, da sie wieder narzißtisch besetzt wurde. Ich habe in den letzten zwei Jahren kein *Déja-vu* gehabt und kann daher nicht entscheiden, ob nicht bei manchem *Déja-vu* das Erlebnis gleichzeitig zwei Ichgefühlsgrenzen passiert, von denen die eine narzißtisch besetzt, die andere von der

narzißtischen Besetzung entblößt ist, oder ob die gleiche Grenze rasch hintereinander getroffen wird. Es ist also gleichsam wie ein Doppeltsehen, das dadurch entsteht, daß vor das eine Auge ein Prisma tritt, oder daß durch einen Doppelspat (mit zwei Brechungsindizes) geschaut wird. Die narzißtisch stumpf gewordene Grenze raubt das Gegenwarts- und Evidenzgefühl, die narzißstisch erregte Grenze erteilt es. So scheint das *Déja-vu* eine besonders schöne Illustration unserer Annahmen. Es bestätigt auch den Zusammenhang mit innerem Erschrecken, denn dieses geht in verschiedenem Ausmaß oft dem *Déja-vu* voraus oder tritt mit dem *Déja-vu* ein.

Am *Déja-vu* sahen wir auch, daß das Zeitgefühl entfremdet sein kann. Über solche Entfremdung wird von vielen Depersonalisierten geklagt. Wir müssen also auch eine narzißtisch besetzte Ichgefühlsgrenze als gegen die Zeitwahrnehmungen existierend annehmen. Diese Annahme deckt sich mit den von Freud in seiner Arbeit über den Wunderblock und von Hollós gegebenen libidotheoretischen Erklärungen des doppelten Besetzungsverlaufs, der im *Vbw*, resp. im *Ubw* und *Bw* stattfindet, je nachdem es sich um bewußte oder unbewußte Zeitwahrnehmung handelt. Die wirkliche Orientierung in der Zeit, das Wissen vom Zeitablauf, ist anolog wie bei allen anderen Depersonalisationsphänomenen nicht alteriert. Eine genaue Untersuchung der Zeitentfremdung dürfte uns noch Genaueres über das *Déja-vu* und über die narzißtische Besetzung zwischen *Vbw* und *Bw* erkennen lassen.

IV

Ein Problem der Psychose läßt sich durch unsere neuen Erfahrungen verständlicher machen. Wenn eine Vorstellung, die sonst nur gedankliche oder bildliche Stärke hat, als real in der Außenwelt empfunden wird, so bezeichnen wir sie als Halluzination; eine völlige Projektion hat stattgefunden. Dieser Vorgang erklärt sich, wenn wir annehmen, daß, analog wie wir für das Körper-Ichgefühl fanden, daß es auf eine frühere Ichgröße regredieren kann, auch sonst verlassene Ichgrenzen neuerdings narzißtisch besetzt werden können. Die Stimme, welche einstmals wirklich durch eine Ichgrenze hindurch gehört wurde, verlor den Wirklichkeitscharakter, als diese Ichgrenze erweitert, resp. durch eine von weiterem Umfang ersetzt wurde. Wird aber jetzt die alte kleinere Ichgrenze partiell wieder narzißtisch besetzt, so tritt damit für die Stimme das Realitätsgefühl wieder auf. Tatsächlich finden wir psychotische Halluzinationen gleichzeitig mit Ichregressionen. Es könnte aber auch eine Ichgrenze, z. B. in Delirien, ohne Regression vorübergehend neu besetzt werden.

Ich kann hier nur erwähnen, daß auch solche Entfremdungsvorgänge

auftreten, die auf eine narzißtisch besetzte Grenze zwischen Ich und Über-Ich schließen lassen: das Sollen kann entfremdet sein.

Im Zusammenhang mit der Ich-Über-Ich-Grenze sei auf die narzißtischen Psychosen und Neurosen hingewiesen, deren Dynamik und Topik durch die Berücksichtigung der durch Entfremdungsgefühle offenbarten Ichgrenzen wahrscheinlich viel genauer untersucht werden kann. Die Depersonalisationszustände bilden nämlich nicht eine einheitliche Krankheit, sondern sie kommen klinisch vom fast Normalen beginnend, bei sogenannter Psychasthenie und anderen Aktualneurosen bis zu den leichten und schwersten Schizophrenien und Manisch-Melancholischen in wechselnder Stärke und Form vor. Ich glaube, daß das Wort „narzißtisch" dann weniger als jetzt als bloße Richtungsbezeichnung verwendet werden wird, sondern qualitativ verschiedene, typische Bindungsstellen in der Psyche bezeichnen wird.

Unsere weitere Aufgabe wird die genauere Untersuchung derjenigen Psychose sein, der nur der Gesündeste im Schlafe nicht anheimfällt, des Traumes. Heute kann ich nur mitteilen, daß das „Ich im Traume", sowohl was Körperich-Gefühl als was seelisches Ichgefühl betrifft, beim Einzelnen in verschiedenen Träumen, auch in einer Nacht, und bei verschiedenen Personen variiert. Diese Verschiedenheiten haben auch mit der Dynamik des Traumes und mit der habituellen narzißtischen Besetzung des Schläfers in seinem Wachzustande zu tun; auf diesem Gebiet sind Gesetzmäßigkeiten zu finden.

Der Traum gibt uns für unser heutiges Thema Hinweise auf bisnun noch ungelöste Probleme. Ich ziehe ihn nur soweit in die Untersuchung ein, als ich es für das letzte Thema, das ich noch behandeln will, für das Thema der Willensentfremdung benötige. Viele dieser Kranken klagen nämlich über den Automatismus ihrer Handlungen, als ob sie keinen Willen dabei verspürten. In diesem Zusammenhang sagen sie, daß sie wie im Traume handeln. Auch sonst nennen Depersonalisierte die entfremdete Welt traumhaft. Im Traume selbst gibt es aber kein Entfremdungsgefühl. Selbst wenn die Realitätsprüfung erwacht und der Träumer einen Vorgang als ganz überraschend und als seiner sonstigen Erfahrung widersprechend erkennt, so fügt er doch sich gegen sein besseres Wissen darein, daß z. B. der tote Vater lebt. Alle Traumbilder werden also mit einer narzißtisch besetzten Vorstellungsgefühlsgrenze wahrgenommen, wenn wir überhaupt für das Traum-Ich das gleiche Ichgefüge annehmen dürfen, wie für den Wachzustand. Das sind Fragen, welche die Traumlehre Freuds beantwortet, die aber durch neue Beobachtung bestätigt werden sollten.

Wie bei der Entfremdung, fehlt nun in der Mehrzahl der Fälle im

Traume das Körper-Ichgefühl oder es ist sehr eingeschränkt; wie bei manchen Entfremdungen, fehlt meist das Zeitgefühl; vor allem fehlt aber das Wollen — von kärglichen und selten auftretenden Resten[1] abgesehen — im gewöhnlichen Traume. Darauf hat Freud in seiner Traumdeutung hingewiesen. Schon Janet nennt als erstes Gemeinsames von Traum und Entfremdung die Abulie. Der Entfremdete merkt diese eigentümliche Art von Abulie, die keine wirkliche ist. Der Träumer erlebt sie naiv, ohne sie zu merken, ohne sie mit dem Wollen des Wachens zu vergleichen.

Es widerspricht nicht unserer Erklärung der Entfremdung, daß im Traume so oft das Körperich-Gefühl fehlt, ohne daß eine Entfremdung vom Träumer empfunden wird. Der Träumer steht keiner Außenwelt gegenüber; aber so weit er träumt, ist er erwacht und empfängt die auftauchenden Vorstellungen mit einer narzißtisch besetzten Grenze, welche eben die relative Evidenz der Traumbilder bedingt. Wir müssen freilich annehmen, daß es nicht die Wahrnehmungsgrenze ist, mit welcher er die Bilder empfängt. Dabei wissen wir nicht, ob das so oft bestehende Gefühl, zu träumen, dem Erwachen dieser Grenze und einem Entfremdungsgefühl entspricht. Ich weiß auch noch nicht, ob in solchen Träumen das Körperichgefühl sich einstellt. Wir Psychoanalytiker sind gewohnt, kleine Anzeichen im manifesten Traume als Repräsentanten wichtiger, vom Schlaf gelähmter Vorgänge zu erkennen. Wir finden nun solch ein Anzeichen im Traume, wenn eine Willensaktion eingetreten ist, ohne daß der Träumer das Willenserlebnis hat. Der Träumer hat statt des Willens eine ganz vorübergehende Betonung der Körperich-Grenze, d. h. eines Teiles des Körperich-Gefühles, die vorher fehlte. In einem Traume, der gar kein Körperich-Gefühl erinnern läßt, wird der Arm gespürt, wenn mit ihm etwas getragen wird. Diese Zuwendung von narzißtischer Besetzung ist das, was einer Willenshandlung im Traume entspricht. Analog stellt sich bei einer entfremdeten Person, der es gelingt, die Willkür ihrer Handlung zu fühlen, auch das Körperich-Gefühl für die betreffenden Körperteile wieder her.

Wir sehen also, daß zum Willensakte wie auch zur Aufmerksamkeit, abgesehen von der libidinösen Objektbesetzung, eine narzißtische Körperich-Grenzbesetzung nötig ist. Aber weder die objektlibidinöse Besetzung allein, noch sie und die narzißtische Körperichbesetzung vereint, genügen

1) Auch in dem typischen Traume, in welchem der Träumer z. B. einen Zug erreichen will, scheint es sich nicht um ein ausnahmsweises Erwachen des Willens, sondern nur um Willenserinnerungen zu handeln. Auch diese Willensantriebe laufen unregulierbar im Traume ab.

Die Nachtwandlerträume bedürfen noch einer besonderen Untersuchung. Die obigen Ausführungen beziehen sich jedenfalls nicht auf solche abnorme Träume, und nicht auf die seltenen Träume, in denen ein Wollen erlebt wird.

für den Willensakt; die sind ja auch im Traume vorhanden, und doch kommt kein Wollen zustande. Auch sind sie — wie wir schon erfahren haben — nicht für das Wollen spezifisch. Die objektlibidinöse Besetzung finden wir ja bei jedem Wunsche oder bei passiver Vorliebe, die narzißtische Körperich-Gefühlsbesetzung gehört ja zum normalen Voll-Ich, auch wenn es nicht seinen Willen spürt.

Es ist selbstverständlich, daß zum Erlebnis des Wollens die psychische Repräsentanz der Muskelaktion hinzutritt. Es gibt aber auch ein Wollen mit aufgeschobener Innervation. Damit es zum Wollen komme, gehört aber ein bestimmter Vorgang, dessen Fehlen für den Traumzustand charakteristisch ist, und der auch bei den höheren Graden von Ichstörung, welche über das bloße Entfremdungsgefühl beim Wollen hinausgeht und sich zur Traumhaftigkeit des Handelns steigert, gestört ist. Freud hat diesen Vorgang in seiner Bewußtseinslehre in der „Traumdeutung" aufgedeckt. Wir können ihn als Regulierung des Abströmens von Quantitäten von Objektlibido bezeichnen.

Überlegen wir uns, worin das eigentlich Traumhafte im Traume besteht: Die Traumbilder laufen ab, ohne daß der Träumer — im gewöhnlichen Traume — vom partiellen Erwachen einer sonst schlafenden Instanz abgesehen — imstande ist, so wie im Wachen ein Traumbild festzuhalten oder zurückzurufen. Das Ich ist im Traum völlig passiv den aus dem *Ubw* aufgetauchten Traumelementen ausgeliefert; es gibt kein Zurück, kein Verharren im Traume. Dieser Akt des Verharrenlassens, der dem Denken und Wollen gemeinsam ist, gehört also einer im Traum gelähmten Instanz zu. Da sie nicht der uns schon bekannten narzißtischen Besetzung zugehört, so muß das Festhalten der Objektlibido im Wachen von einer anderen Kraftquelle ausgehen. Nun gehört das Wollen unbedingt zum Ich. Diese Kraft geht daher vom nicht libidinösen Anteile des Ichs, von jenem Triebe aus, welchen Freud nicht nur, weil er zuletzt zum Tode führt, sondern auch, weil er als Angriffs- und Verteidigungstrieb zuerst töten wollte, den Todestrieb genannt hat. So sind wir auf dem Wege des Ausschlusses dazu gekommen, im Wollen einen nicht libidinösen Teil des Ichs zu erkennen. Da sich die Psychoanalyse vor allem mit dem Unbewußten und der Libido beschäftigte, hat die Untersuchung des Willens bisnun nur wenig Raum in ihr eingenommen.

V

Nun, nachdem wir auf diesem Wege zuletzt auch die Zweiteilung in Liebes- und Todestriebe bestätigt fanden, wollen wir kurz zurückblickend noch hervorheben, worin der Fortschritt dieser Untersuchung uns zu liegen

scheint. Wir haben jene Ichstörungen gefunden, durch welche die Psyche der traumatischen oder sonst krankmachenden Wirkung der Libido-Inanspruchnahme nicht widerstehen kann: es sind dies das Schreckerlebnis und die Zurückziehung der narzißtischen Ichgrenz-Besetzung. Wir haben dadurch Janet's „*fonction du sentiment du réel*" ebenso wie der von Minkowski charakterisierten „*notion de perte de contact vital avec la réalité*" einen ganz spezifischen, metapsychologischen Inhalt gegeben. Wir haben die Libidofunktion für den Aufbau des Ichs durch Beobachtung der als Entfremdung auftretenden Aktualpsychose neuerdings bewiesen. Unsere Betrachtungen scheinen auch einen neuen Weg zur Erforschung der Ichstruktur zu eröffnen.

Das Problem der Melancholie

Vortrag auf dem X. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß zu Innsbruck am 1. September 1927

Von

Sándor Radó

Berlin

Meine Damen und Herren!

Die Einsichten der Psychoanalyse in das Krankheitsbild der Melancholie knüpfen sich an die Forschungen Freuds und Abrahams. Abraham hatte als erster sein Interesse diesem Gegenstand zugewandt. Er sprach bereits 1911 den Satz aus *[1]*, daß die Melancholie eine der Trauer vergleichbare Reaktion auf den Liebes- (Objekt-) Verlust darstellt. Einige Jahre später tat Freud *[2]*, nachdem er inzwischen das Gebiet des Narzißmus für seine Untersuchungen erschlossen hatte, zur analytischen Aufhellung der Melancholie den entscheidenden Schritt. Er erkannte, daß in der Melancholie das aufgegebene Objekt im Ich wieder aufgerichtet wird und der Kranke auf diese Weise in seinen Selbstvorwürfen die Aggression gegen das Objekt fortsetzt. Als nächste Voraussetzung dieses Vorganges hob er die Regression von der Objektbeziehung auf deren narzißtischen Ersatz hervor, ferner die Vorherrschaft der Ambivalenz, welche an die Stelle der Liebe den Haß und die orale Einverleibung rückt. In einer späteren Schrift *[3]* fügte Freud dieser Auffassung die Bemerkung hinzu, die Grausamkeit des Über-Ichs in der Melancholie sei eine Folge der Triebentmischung, die mit dem Akt der Identifizierung einhergehe. 1923 erfolgte dann eine zweite umfassende Veröffentlichung Abrahams über die Melancholie *[4]*. Er konnte an einer Reihe vortrefflicher Einzelbeobachtungen die Ergebnisse Freuds in allen Punkten bestätigen und ergänzte dieselben durch mehrere bedeutsame klinische Funde. Er betonte die durch Ambivalenz bedingte Liebesunfähigkeit der Kranken, zeigte die Bedeutung kannibalischer und analer Triebimpulse für ihre seelischen Produktionen und deckte in ihrer Kindheitsgeschichte eine „Urverstimmung“ auf, die sie auf der Höhe der

Ödipusentwicklung als Reaktion auf die doppelte Liebesenttäuschung an Mutter und Vater erlebt hatten.

Nun verstehen wir den melancholischen Mechanismus, soweit er von Freud in seine Komponenten zerlegt worden ist und Abraham die in ihm wirkenden Kräfte auf elementare Regungen der Partialtriebe zurückgeführt hat. Der Bauplan aber, nach dem diese einzelnen seelischen Akte zum Ganzen der Melancholie zusammengefügt sind, sein Ursprung und spezifischer Sinn sind noch völlig dunkel.

Ich möchte Ihnen heute zeigen, wie weit es mit Hilfe der eingehenderen Analyse des Ichs und seines Narzißmus gelingt, tiefer in das Wesen der Melancholie einzudringen.

Der auffallendste Zug im Symptombild depressiver Zustände ist die Herabsetzung des Selbstgefühls. Der depressive Neurotiker versucht meistens diese Störung zu verbergen; in der Melancholie findet sie in den wahnhaften Selbstbeschuldigungen und -beschimpfungen der Kranken — die man als „moralischen Kleinheitswahn" bezeichnet — einen recht geräuschvollen Ausdruck. Andererseits ist das Benehmen der Melancholiker von Erscheinungen durchsetzt, die ihrer sonstigen Selbsterniedrigung geradezu widersprechen. Freud gibt von dieser merkwürdigen Inkonsequenz der Kranken folgende Schilderung *[2]*: „Sie sind weit davon entfernt, gegen ihre Umgebung die Demut und Unterwürfigkeit zu bezeugen, die allein so unwürdigen Personen geziemen würde, sie sind vielmehr in höchstem Grade quälerisch, immer wie gekränkt und als ob ihnen ein großes Unrecht widerfahren wäre." Er fügt die Aufklärung hinzu, daß diese letzteren Reaktionen noch von der seelischen Konstellation der Auflehnung ausgehen, die erst später in melancholische Zerknirschung übergegangen ist. Wie die Beobachtung zeigt, pflegt der melancholischen (bzw. depressiven) Anwandlung regelmäßig eine solche Periode der überheblichen, erbitterten Auflehnung vorauszugehen. Sie wird aber meistens rasch durchlaufen und ragt dann mit ihren Erscheinungen in das darauffolgende melancholische Stadium hinein. In der passagèren Symptomatik unserer analytischen Behandlungen gewinnen wir von diesem Ablauf ein einprägsames Bild. Wir wollen versuchen, die Entstehung dieser rebellischen Phase aus der Vorgeschichte und der Wesensart der ihr unterworfenen Personen aufzuklären.

Wir beginnen mit der Schilderung der Charaktere, die sich am Ich der depressiv Veranlagten erkennen lassen. Wir finden bei ihnen vor allem eine gesteigerte narzißtische Bedürftigkeit und eine erhebliche narzißtische Intoleranz. Wir beobachten, daß sie schon auf Kränkungen und Enttäuschungen geringfügiger Art sofort mit einer Herabsetzung ihres Selbstgefühls reagieren. Ihr Ich empfindet es dann als ein dringliches Bedürfnis,

die entstandene narzißtische Spannung auf irgend einem Wege zu beseitigen. Das Ich kann dadurch völlig absorbiert und in seinen anderen Leistungen gelähmt werden. Ein stärkeres Individuum dagegen wird auf derartige Versagungen kaum reagieren, kleinere Schwankungen seines Selbstgefühls ohne Schaden ertragen und sich mit dem erforderlichen Aufschub der Reparation abfinden. Ferner sind die depressiv Veranlagten in der Aufrechterhaltung ihres Selbstgefühls vollends auf andere Menschen angewiesen und von ihnen abhängig; sie haben die Stufe der Selbständigkeit, auf der das Selbstgefühl in der eigenen Leistung und Kritik fest begründet ist, nicht erreicht. Sie verspüren das Gefühl von Sicherheit und Behagen nur, wenn sie sich geliebt, geschätzt, gestützt, gefördert fühlen. Auch wo sie zur Befriedigung ihrer Triebe eine annähernd normale Aktivität entfalten, ihre Zielsetzungen und Ideale mit Erfolg verwirklichen, bleibt ihre Selbsteinschätzung in hohem Grade davon abhängig, ob sie Anklang und Anerkennung finden oder nicht. Sie sind wie jene Kinder, die nach der Erschütterung ihres frühen Narzißmus ihr Selbstgefühl erst in einer völligen Abhängigkeit von ihren Liebesobjekten wiedererlangen.

Die bevorzugte Methode solcher Personen zur Hebung ihres Selbstgefühls ist also die Zufuhr narzißtischer Befriedigung von außen. Ihre Libidoanlage ist leicht zu fassen; in ihren Objekttrieben sind starke narzißtische Zuschüsse erhalten geblieben und so herrschen in ihren Objektbeziehungen die passiv-narzißtischen Triebziele vor. Die von Freud *[2]* beim Melancholiker vermutete „Objektwahl nach dem narzißtischen Typ" ordnet sich als Spezialfall dieser Bestimmung ein.

Zur Abhängigkeit vom Objekt gesellen sich bei den Depressiven eine Reihe sekundärer Charaktere, deren Vorhandensein ihre Anlage erst vervollständigt. Sie werden nicht müde, um die Gunst und die Liebesbezeugungen ihrer Objekte zu werben, und tun dies zuweilen mit einem Aufwand von Geschicklichkeit und Raffinement, der in Staunen versetzt. Dies gilt nicht nur von den Objekten ihrer vollsexuellen Strebungen, sie benehmen sich genau so in ihren zielgehemmten und sublimen Beziehungen, deren Zahl recht erheblich zu sein pflegt, da sie am liebsten in einer libidinös gesättigten Atmosphäre leben. Sobald sie aber der Zuneigung und Opferwilligkeit einer Person sicher geworden und in ein festeres Verhältnis zu ihr gelangt sind, macht auch ihr Verhalten eine vollkommene Wandlung durch. Sie nehmen die Liebesaufopferung der geliebten Person mit einer geradezu großartigen Selbstverständlichkeit entgegen, werden immer herrischer und selbstherrlicher, entfesseln einen immer schrankenloseren Egoismus, bis ihr Verhalten in eine völlige Tyrannei ausartet. Sie saugen sich — nach einem Ausdruck Abrahams — förmlich an ihren Objekten an und

zehren an ihnen, als wäre es ihre Absicht, sie ganz aufzuzehren. Dies alles vollzieht sich ganz unbemerkt von ihrer Selbstkritik, sie wissen von ihrer werbenden Einstellung meistens genau so wenig wie von deren späteren Umschwung oder der Klebrigkeit, mit der ihr Sadismus an den Objekten haftet. Angesichts dieser Einstellung ist es dann wenig verwunderlich, wenn sie auf Gegenaggressionen oder auf den drohenden Liebesentzug mit erbitterter Heftigkeit reagieren und den endlichen Verlust des Objektes ihrer marternden Liebe als die größte Ungerechtigkeit der Welt empfinden.

Dies etwa ist der Hergang jener empörten Auflehnung, die der melancholischen Rückwendung der Aggression gegen das eigene Selbst vorangeht. Lassen wir die Introjektion des Objektes, auf die Freud den Umschlag in Melancholie zurückgeführt hat, vorläufig außer acht und versuchen wir den Ausbruch der Melancholie auf Grund derselben psychologischen Voraussetzungen zu erfassen, die uns den Eintritt in die Auflehnungsphase verständlich gemacht haben. Dann wird es augenfällig, daß die Zerknirschung doch nur die Reaktion auf das Scheitern der Rebellion sein kann, ein neues und zugleich letztes Mittel, zu dem das Ich seine Zuflucht nimmt, um seine Absicht durchzusetzen. Was die Auflehnung nicht zu leisten vermochte, soll jetzt durch reuige Selbstbestrafung, durch Sühne, erzielt werden. Das Ich tut Buße, fleht um Verzeihung und will nun auf diesem Wege das verlorene Objekt wiedergewinnen. Ich habe einmal *[5]* die Melancholie als einen großen Verzweiflungsschrei nach Liebe bezeichnet und glaube, daß sich diese Auffassung in unserem Zusammenhang rechtfertigt. Sie aber werden mir entgegenhalten, das kann nicht so sein, der Melancholiker hat ja sein Interesse vom Objekt abgewendet, es existiert für ihn nicht mehr, wie könnte sein Streben darauf gerichtet sein, auf dieses Objekt versöhnend einzuwirken, um seine erneuerte Zuwendung zu erreichen? Sie haben recht, aber der Melancholiker hat seinen Kampf um die Liebe des Objekts auf einen neuen Schauplatz verlegt. Er hat sich narzißtisch auf seine seelische Innenwelt zurückgezogen und will jetzt an Stelle des Objekts die Verzeihung und Liebe seines Über-Ichs erwirken. Seine Beziehung zum Objekt war ja durch das Vorherrschen des narzißtischen Geliebt-werden-Wollens ausgezeichnet und diese Strebung kann sich in der Relation zum Über-Ich unschwer fortsetzen. Es ist, als ob das melancholische Ich zu seinem Über-Ich sagen würde: Ich nehme alle Schuld auf mich, unterwerfe mich jeder Strafe, ja, ich biete mich durch meine Verzichtleistung auf die vegetative Selbstfürsorge selbst als Sühneopfer dar, wenn du dich nur wieder meiner annimmst und lieb zu mir bist. Der melancholische Vorgang versucht also, so will es uns scheinen, den Konflikt

mit dem Objekt an einer falschen Stelle auszutragen, flüchtet narzißtisch aus der Objektbeziehung in das Verhältnis zum Über-Ich und entrückt durch diesen regressiven Schritt das Ich der Realität.

Man darf es wagen, aus diesem Verhalten des Melancholikers die Vorgänge zu erraten, die sich bei ihm einst in der Bildungszeit seines Über-Ichs abgespielt haben. Er war ein narzißtisch veranlagtes, in seinem Selbstgefühl vollends auf die Liebe der Eltern angewiesenes Kind. Wie hat sich seine Lage gebessert, als er angefangen hatte, die Forderungen der Eltern in seinem Innern aktiv zu reproduzieren! Er konnte zu ihnen sagen: Ihr braucht mich nicht mehr zurechtzuweisen, ich sage es mir schon selbst, was ihr von mir verlangt, und will es auch tun. Aber es kam auch vor, daß er schlimm war und die Eltern sehr böse geworden sind; dann hat er verstanden, daß er nur die Strafe zu verbüßen und um Verzeihung zu bitten hatte, um sie zu versöhnen. Bei nächster Gelegenheit kam ihm der Gedanke, von selbst Buße zu tun und selbst eine Strafe über sich zu verhängen, um rasch die Verzeihung der Eltern zu erwirken. Wir hören solche Berichte in unseren Analysen, und es kommt auch vor, daß Kinder diese Idee wirklich ausführen. Wir können uns nun leicht vorstellen, daß später sich dieser Vorgang im Kinde auch ohne sein Wissen abspielt. Es beginnt in seinem Innern unbewußt die elterlichen Strafen zu reproduzieren, in der unbewußten Hoffnung auf Liebe. Durch eine unverschuldete narzißtische Kränkung, z. B. Abwendung der Eltern, wäre das Einsetzen eines solchen unbewußten Reparationsversuches motiviert. So etwa läßt sich der Weg rekonstruieren, auf dem der spätere Melancholiker — und gewiß nicht nur er allein — den Selbstbestrafungsmechanismus erwirbt. Sobald aber die aktive Reproduktion der elterlichen Strafen nicht mehr den Eltern gegenüber betätigt, sondern unbewußt vollführt wird, ist auch ihre versöhnende Absicht nicht mehr an die Eltern gerichtet, sondern an ihre innere seelische Vertretung, an das Über-Ich. An Stelle der früheren faktischen Auseinandersetzung mit den Eltern tritt eine rein psychische Auseinandersetzung mit dem Über-Ich, wie später in den Melancholie. Dieser innere Vorgang ist aber nach außen gänzlich unwirksam. Mit der unbewußten Reproduktion der elterlichen Strafen hat der oral-narzißtische Introjektionsvorgang (die Bildung des Über-Ichs) die Grenzen seiner sozialen Zweckmäßigkeit überschritten, die Selbstbestrafung ist ein realitätswidrig festgehaltenes und nach innen gewendetes Stück der infantilen Objektrelation. Das infantile Ich ist in seiner Angst vor dem Liebesverlust offenbar zu weit gegangen; seine narzißtische Bedürftigkeit bleibt unbefriedigt, auch wenn es sich den zerstörenden Wirkungen der Selbstbestrafung aussetzt. Insoweit das Ich dann in der Melancholie sich diesem

Mechanismus anvertraut, hat es auch seine Beziehungen zur Realität abgebrochen und sich umsonst der Lebensgefahr ausgesetzt.

Wir haben verstanden, daß die Selbstbestrafung in Hoffnung auf Absolution erfolgt und der Sehnsucht nach Liebe entspringt. Nun werden Sie gewiß mein kritisches Bedenken teilen, daß der Sinnzusammenhang *Schuld—Sühne—Verzeihung*, der unserem Seelenleben so tief eingeprägt ist, seine überragende Tragweite unmöglich allein den Erziehungserfahrungen des heranwachsenden Kindes verdanken kann. Es ist gewiß ein folgenschwerer Akt, wenn das Kind die Idee der Schuld zu begreifen beginnt und die Erlebnisqualität des Schuldgefühls erwirbt, aber es scheint darauf wie vorbereitet zu sein, unverzüglich auch den anschließenden Begriff der Strafe und Sühne und vor allem auch den der schließlichen Verzeihung zu verstehen. Das Studium der Melancholie gestattet uns tatsächlich in die bis zur seelischen Urzeit herabreichende Vorgeschichte dieses Gefüges einzudringen und seine letzten und entscheidenden Erlebnisgrundlagen aufzuzeigen. Ich darf mich dabei auf ein Ergebnis berufen, das ich bereits an anderer Stelle *[5]* angedeutet habe. Es ist, um es kurz auszusprechen, eine Erlebnisreihe aus dem ausgehenden Säuglingsalter, die jene unzerstörbaren seelischen Spuren setzt, welche später zum Sinnzusammenhang von *Schuld—Sühne—Verzeihung* verarbeitet werden. Sie können es in der Kinderstube beobachten, wie der Säugling, wenn in Abwesenheit der Mutter sein Nahrungsbedürfnis erwacht, in ohmächtige Wut ausbricht, zappelt und schreit und dann, durch diese Reaktion seiner Hilflosigkeit erschöpft, vollends den Qualen des Hungerns zur Beute fällt. Aber Sie wissen auch, daß auf dieses grausame Erlebnis schließlich mit nie versagender Sicherheit das Wiedererscheinen der Mutter folgt und das Kind im Trinken an ihrer Brust jene oralnarzißtische Glückseligkeit erlebt, die Freud wohl mit Recht als das unerreichte Vorbild jeder späteren Befriedigung bezeichnet hat *[6]*. Das Ganze ist ein sich ungezählte Male wiederholender Erlebniszusammenhang, dessen Haftbarkeit gewiß keiner weiteren Beweise bedarf. Aus der Wutanwandlung des hungrigen Säuglings gehen alle späteren Formen der aggressiven Versagungsreaktion (auffressen, beißen, schlagen, vernichten usw.) hervor, auf die das Ich nach dem Eintritt in die Latenzzeit sein ganzes Schuldbewußtsein konzentriert. Diese Überbesetzung der aggressiven Antriebe mit manifestem Schuldgefühl ist der Erfolg eines normalen Entwicklungsschubes, den wir am Material unserer Analysen bequem verfolgen und auf Grund der Einsichten Freuds auch leicht verstehen können. Das infantile Ich muß auf der Höhe der phallischen Phase, durch die Angst vor der Kastration (dem Liebesverlust) eingeschüchtert, seine gefährlichen Ödipuswünsche aufgeben und sich

gegen ihre Erneuerung versichern; es bildet dazu aus der primären Selbstbeobachtungsfunktion eine mächtige Instanz (Über-Ich) und entwickelt die Fähigkeit, deren Kritik als Gewissensangst (Schuldgefühl) wahrzunehmen. Der Ödipuskomplex geht an der neuerworbenen Gewissensreaktion zugrunde, aber die in ihm enthaltenen Regungen erfahren dabei verschiedene Schicksale. Die genitale Regung unterliegt der Verdrängung; ihre motorischen Impulse werden inhibiert und der von ihr besetzte Vorstellungskreis (Inzestphantasie, Onanie) verschwindet spurlos aus dem Bewußtsein. Die aggressive Regung kann nur auf eine weniger wirksame Weise abgewehrt werden. Ihre treibenden Kräfte werden zwar durch die Errichtung einer starken Gegenbesetzung lahmgelegt, aber die von ihr besetzten Vorstellungsinhalte bleiben dem Bewußtsein erhalten. Das Ich ist offenbar unfähig, sich vor den Erscheinungen der Aggression in ähnlicher Weise zu verschließen, wie vor denen der groben Sinnlichkeit. Sie werden ihm ja durch unvermeidbare Eindrücke des Alltags, nicht zuletzt durch die aggressiven Maßnahmen der Erziehung selbst, stets von neuem vor Augen geführt. Die Erziehung muß sich also begnügen, die Aggressionen des Kindes aufs schärfste zu verurteilen und sie ihm als den Inbegriff des Schuldvollen, Sündhaften, hinzustellen. Die enge Beziehung zwischen Genitalität und Verdrängung einerseits, Aggression und Abwehr durch Reaktionsbildung anderseits, auf die Freud vor kurzem aufmerksam gemacht hat *[7]*, wurzelt demnach in der praktischen Situation des Kindes. Die verdrängte (bewußtseinsunfähige) Genitalschuld verbirgt sich in der Folge hinter der in ihrem Wortlaut erhaltenen Aggressionsschuld und so wird die — genetisch bis zum Wutausbruch des Säuglings hinabreichende — sadistische Regung zum manifesten Träger auch des ganzen, von seinem genitalen Ursprung verschobenen Inzest-Schuldgefühles. Die Qualen des Hungerns werden zur seelischen Vorstufe der späteren „Strafen“ und über die Schule der Strafen hindurch zum Urmechanismus der Selbstbestrafung, die dann in der Melancholie zu einer so verhängnisvollen Bedeutung gelangt. Hinter der maßlosen Verarmungsangst des Melancholikers ist ja auch nur die Angst vor dem Verhungern (also an körperlichem Besitzstand Verarmen) verborgen, mit der die Vitalität eines normalen Ichrestes auf die lebensbedrohliche melancholische Sühneaktion reagiert. Das Trinken an der Brust aber bleibt das strahlende Vorbild der unausbleiblichen verzeihenden Liebeszuwendung. Es ist gewiß kein Zufall, daß die stillende Madonna mit dem Kind zum Sinnbild einer mächtigen Religion und durch ihre Vermittlung zu dem einer ganzen Epoche unserer abendländischen Kultur geworden ist. Ich meine, die Zurückführung des Sinnzusammenhanges *Schuld—Sühne—Verzeihung* auf die frühinfantile Erlebnisreihe *Wut—Hunger—Trinken*

an der Brust erklärt uns das Rätsel, warum die Hoffnung auf Absolution und Liebe die vielleicht mächtigste Bildung ist, die wir in den höheren Schichten des menschlichen Seelenlebens antreffen.

Wir haben demnach die tiefste Fixierungsstelle der melancholischen (depressiven) Disposition in der „Gefahrsituation des Liebesverlustes" (Freud) *[7]*, des näheren in der Hungersituation des Säuglings zu erblicken. Wir erfahren darüber mehr, wenn wir jenes Erlebnis der „oral-narzißtischen Glückseligkeit", die dem Säugling in seiner großen Not zuteil wird, näher ins Auge fassen. Ich habe an anderer Stelle *[8]* den Nachweis zu führen versucht, daß die lustvolle Reizung der Mundzone nicht das Ganze der oral-libidinösen Befriedigung ausmacht, vielmehr nur als ihr augenfälliges Vorspiel aufzufassen ist. Es schien mir gerechtfertigt, den Höhepunkt dieses Genusses auf das darauffolgende unsichtbare Stück des Vorganges zu beziehen, den ich als „alimentären Orgasmus" bezeichnet und als entwicklungsgeschichtlichen Vorläufer des späteren genitalen Orgasmus hingestellt habe. Der alimentäre Orgasmus des an der Mutterbrust trinkenden Säuglings erweist sich nun als ein folgenschweres Phänomen, dessen Wirkungen in die ganze spätere Lebenszeit ausstrahlen. Er befriedigt die egoistischen Bedürfnisse des kleinen Menschenkindes nach Nahrung, Geborgenheit und Wärme, erfüllt die Sehnsucht seiner keimenden libidinösen Objekttriebe und versetzt es durch das Zusammentreffen all dieser Momente, und mit ihnen untrennbar verknüpft, in eine Art narzißtischen Rausch. Es ist vielleicht korrekter zu sagen, daß in diesem großartigen Befriedigungserlebnis noch alle die Komponenten ununterscheidbar vereinigt sind, die später eine differenzierende Entwicklung verschiedenen Schicksalen zuführen wird. Aber es kommt auf dasselbe heraus; es ist nicht zu verkennen, daß das keimende Ich das Säuglings in dieser narzißtischen Befriedigung jene seelische Qualität erwirbt, die es später als Selbstgefühl erleben wird. Das Selbstgefühl ist seinem Ursprung nach die Reaktion des keimenden Ichs auf sein biologisch bedeutsamstes Erlebnis, auf den alimentären Orgasmus. Später werden die Machtentfaltungen des Ichs, seine Befriedigungsaktionen aller Art die bedeutsamsten Anlässe für die Reaktion des Selbstgefühls abgeben, — man kann geradezu fortschreitend eine orale, sadistisch-anale, bzw. genitale Stufe (Gewinnungstechnik) des Selbstgefühls unterscheiden —, aber die Erlebnisqualität selbst bleibt ein spezifisch differenziertes Erinnerungssymbol jener frühen, durch den alimentären Orgasmus bedingten Ichreaktion.

Ziehen wir in Erwägung, daß die Erlebnisqualität des Selbstgefühls — wie dies bereits von Bernfeld [9] beschrieben worden ist — durch das Hinzutreten neuer Faktoren der fortschreitenden Steigerung zu Jubel,

Triumph, Ekstase und Rausch fähig ist, dann dürfen wir feststellen, daß sich hier eine Kette von Zusammenhängen befriedigend schließt. Die Abkunft der späteren Rauschzustände aus dem Ernährungsrausch hat sich mir bereits früher auf einem anderen Wege ergeben. Die hier entwickelte genetische Reihe *Alimentärer Orgasmus—Selbstgefühl—Rausch* ist aber gerade für die Melancholie von Bedeutung. Der Melancholiker bemüht sich, wie wir gehört haben, sein schwer herabgesetztes Selbstgefühl durch Liebe wieder herzustellen. Seine Aktion erscheint uns krankhaft, weil sie sich nicht an das Objekt, sondern an das Über-Ich wendet. Sie führt aber zu einem absolut konsequenten, wenngleich nicht minder pathologischen Resultat. Das ist die Manie, in der, wie Freud erkannt hat [*10*], das Ich mit seinem Über-Ich wieder zu einer Einheit zusammenfließt. Wir können hinzufügen: in der getreuen innerseelischen Wiederholung jener Verschmelzung mit der Mutter im Trinken an ihrer Brust. Die früheste — orale — Technik der Erneuerung des Selbstgefühls feiert hier auf dem psychischen Schauplatz seine Auferstehung und ergibt — psychologisch völlig korrekt — den Rausch der Manie. Der manische Zustand folgt auf die Phase der Selbstbestrafungen mit derselben Gesetzmäßigkeit, mit der einst im biologischen Ablauf auf das Hungern der Ernährungsrausch gefolgt ist. Wir wissen übrigens, daß dem Ich zur Aufrichtung seines schwankenden Selbstgefühls noch ein anderes pathologisches Verfahren zur Verfügung steht, das ebenfalls den alimentären Orgamus zum Vorbild nimmt, die Flucht in die pharmakotoxischen Rauschzustände der Süchtigkeit.

Greifen wir auf unsere frühere Feststellung zurück, daß das Ich, nachdem seine Auflehnung gegen den Objektverlust wirkungslos geblieben ist, seine psychologische Technik ändert, sich als schuldig bekennt und zur reuigen Zerknirschung übergeht. Hier erhebt sich die Frage, warum und woran sich das Ich eigentlich schuldig fühlt? Beim depressiven Neurotiker braucht es ein tüchtiges Stück Arbeit, um diese Frage sicher zu beantworten. Dem in dieser Hinsicht so offenherzigen Melancholiker hat man nur aufmerksam zuzuhören und findet dann leicht den zentralen Sinn seiner Selbstanklagen heraus. Er fühlt sich schuldig, weil er durch seine Aggressivität den Objektverlust selbst verschuldet hat, worin wir ihm gewiß nicht widersprechen können. Wir beobachten auch, daß dieses Schuldbekenntnis des Ichs nach infantilen Vorbildern erfolgt und in seinem Ausdruck aus dem Infantilen verstärkt wird. Trotzdem müßten uns gerade die auffallendsten Züge der melancholischen Sühne unverständlich bleiben, würden wir nicht wissen, daß diese Aktion auch noch aus einer anderen Quelle mächtige Beihilfe erhält.

Parallel mit der melancholischen Sühne läuft ja noch ein anderer psychischer Vorgang. Er geht von der sadistischen, objektfeindlichen Strebung aus, die ihre Macht bereits in der ambivalenten Gestaltung der Liebesbeziehung gezeigt hatte, hernach die Reaktionen der Auflehnung bestritt und im Ich jene andere Einsicht hervorbrachte, daß an dem Zerwürfnis das Objekt allein die Schuld trage, denn es habe durch seine Launenhaftigkeit, Unverläßlichkeit, Gehässigkeit die Härte des Ichs provoziert. Freuds eingangs erwähnte Entdeckung brachte uns die überraschende Einsicht, daß dieser unüberwindbare aggressive Antrieb des Es sich in der Melancholie stärker erweist als das Ich. Nachdem das Ich in der Realisierung des objektfeindlichen Triebanspruchs schmählich versagt hat (Zusammenbruch der Auflehnungsphase) und sich jetzt reuig-masochistisch zum Über-Ich einstellt, schlägt sich die aggressive Es-Strebung zum Über-Ich und treibt das durch seine Sühneabsicht geschwächte Ich selbst in die Rolle des Objekts. Nun wütet das Über-Ich gegen das Ich so, wie das Ich hätte fähig sein sollen, gegen das Objekt zu wüten. Das Ich zog einst in die Welt hinaus, um sein narzißtisches Liebesbedürfnis zu befriedigen, ist aber dabei an den Ansprüchen seines Sadismus gescheitert; nun strebt es — der Realität abgewandt — die narzißtische Befriedigung auf dem innerseelischen Schauplatz an, kann aber der Übermacht des Aggressionstriebes auch hier nicht entrinnen. Die Selbstbestrafungen nehmen Formen und Ausmaße an, die weit über das hinausgehen, was dem Ich als Sühne vorgeschwebt haben mag; das Ich wandte sich mit seiner Reue vertrauensvoll an ein gütiges, nur milde strafendes Wesen und hat jetzt die Folgen seiner infantilen Gutgläubigkeit und Schwäche zu tragen. Da es in seiner Ratlosigkeit von der Hoffnung auf die rettende Verzeihung nicht mehr loskommen kann, fügt es sich der Objektrolle, nimmt auch die ganze Schuld des Objektes auf sich und läßt die Grausamkeiten des Über-Ichs ohne Sträuben über sich ergehen; sein eigenes Selbst ist jetzt fast vernichtet, nur seine — in ihrem Ausdruck entstellten — Ängste verraten, daß der Kern des Ichs noch existiert. Es wäre unbegreiflich, daß das Ich vor dem Sadismus des Es so restlos kapituliert, würde es dabei nicht der unzerstörbaren infantilen Illusion erliegen, sich nur noch durch Nachgiebigkeit und Sühne aus seiner narzißtischen Not befreien zu können.

Dies also ist die Umgruppierung, die die „synthetische Funktion“ am melancholischen Ich vornimmt. Es gelingt ihr, aus Triebvorgängen von genau entgegengesetzter Herkunft und Richtung eine große und einheitliche seelische Aktion zu organisieren, in der diese heterogenen Elemente als einander gegenseitig bedingende und ergänzende Wirkungsfaktoren auftreten. Das reuige Ich will die Verzeihung des gekränkten Objekts erwirken und

läßt sich zur Sühne statt von ihm vom Über-Ich bestrafen; in der ungeahnten Strenge des Über-Ichs tobt sich dann die alte objektfeindliche Strebung am Ich aus, das an die Stelle des gehaßten Objekts gerückt ist. Die Synthese ergibt also einen ausgedehnten Realitätsverlust und die völlige Unterwerfung des Ichs unter die unumschränkte Herrschaft des sadistischen Über-Ichs, das nach einer Bemerkung Freuds das Bewußtsein — und, wie wir jetzt hinzufügen dürfen, auch die „synthetische Funktion" — der melancholischen Persönlichkeit an sich gerissen hat.

Hier müssen wir innehalten, denn wir können unsere Verwunderung über dieses Ergebnis nicht unterdrücken. Die gleichsam symmetrische Auflösung, die wir für die Konflikte der ambilvalenten Triebrichtungen gefunden haben, ist formal gewiß bestechend und baut sich inhaltlich in allen Stücken auf gesicherten Daten der Beobachtung auf, aber sie scheint einen unlösbaren Widerspruch zu enthalten. Das Objekt müßte nach unserer Konstruktion zweierlei Einverleibungsvorgängen unterlegen, sowohl ins Über-Ich als auch ins Ich aufgenommen worden sein, eine Idee, der wir zunächst verständnislos und mißtrauisch gegenüberstehen. Entweder ist unser Aufklärungsversuch in die Irre gegangen oder es fehlt uns noch die Einsicht in entscheidende Verhältnisse. Ich hoffe zeigen zu können, daß der letztere Fall vorliegt und die Schwierigkeit eine Lösung zuläßt. Wir müssen aber dazu etwas weiter ausholen.

Freud hat aus guten Gründen angenommen, daß die Sinneswahrnehmung am Anfang noch ganz unter der Herrschaft des Lustprinzips steht. Nur das Lustvolle wird wahrgenommen, das Unlustvolle nach Möglichkeit ignoriert. Es dauert eine ganze Weile, bis sich beim Kinde auch das Unlustvolle eine psychische Vertretung schafft. Dann kommt die Zeit, in der die Welt für das Kind offenbar aus zweierlei Vorstellungen besteht, aus den Vorstellungen der lustvollen und aus den Vorstellungen der unlustvollen Dinge. Nun gibt es aber tückische Dinge, die bald lustvoll, bald unlustvoll sind, z. B. die Mutter, je nachdem, ob sie ihr Kind selig lächelnd liebkost, oder ob sie verärgert ist und den Kleinen mißachtet oder gar mißhandelt. Wir haben es leicht zu sagen, daß es ein und dieselbe Mutter ist, nur in zwei verschiedenen Haltungen. Es bedeutet einen gewaltigen Fortschritt, wenn das Kind so weit ist, diese Synthese zu vollziehen, aber einstweilen ist es zu einer solchen Denkleistung nicht fähig. Es steht noch ganz unter der Herrschaft des Lustprinzips und hält diese Eindrücke als „liebes Ding" und „böses Ding" oder, wie wir sagen wollen, als „liebe Mutter" und „böse Mutter" auseinander. Aus den auf die Mutter bezüglichen Erlebnissen und Erinnerungen wird also im Seelenleben des Kindes nicht, wie man vom Erwachsenen her erwarten würde, eine konti-

nuierliche Reihe gebildet; seine Wahrnehmungen und Gedächtnisbilder des einen realen Objekts ergeben zwei nach ihrem Lustwert scharf voneinander getrennte Reihen.

Diese primitive Arbeitsweise der beginnenden intellektuellen Denktätigkeit erlangt in unserem Seelenleben bleibende Bedeutung durch ihre Verknüpfung mit der Ambivalenz des Trieblebens. Die „liebe" (lustspendende) und die „böse" (versagende) Mutter werden beim Kinde zu isolierten Objekten (Triebrepräsentanzen) seiner Liebe und seines Hasses. Diese Duplizität der Objekte bleibt im triebbeherrschten Denken auch dann noch erhalten, wenn das Kind rein intellektuell bereits über die vollständige — liebe und böse Haltungen umfassende — Vorstellung „Mutter" verfügt. Sobald es unter die Herrschaft eines stärkeren Liebesdranges gerät, ist sein ganzes reales Wissen um die böse Seite der Mutter einfach erloschen; und umgekehrt, wenn seine Haßregung durchbricht, wird es an der jetzt „bösen" Mutter durch nichts daran gemahnt, daß diese Mutter auch lieb zu sein pflegt. Wir können dieses Verhalten leicht verstehen, es ist ein Ausweichen des noch schwachen Ichs vor dem Ambivalenzkonflikt, wenn es sich mit seiner Liebe an eine nur liebenswürdige, mit seinem Haß an eine andere nur hassenswerte Mutter wendet. In diesem Zusstand kann das Kind von seinem subjektiven Standpunkt aus noch gar nicht als „ambivalent" bezeichnet werden; die Ambivalenz wird erst hergestellt, wenn es die Erziehung durchsetzt, daß das Kind seine gegensinnigen Triebabfuhren auf das eine reale Mutterobjekt bezieht, es also „einsehen lernt", was es tut. Die Erziehung erzwingt durch diese Maßnahme, daß das Kind zumindest den ärgsten Teil seiner aggressiven Regungen verdrängt. Die vom Ich abgewehrte Aggression bleibt dann im Unbewußten an der isolierten Repräsentanz „böse Mutter" haften und sichert dadurch den Fortbestand dieser Partialvorstellung. Nachdem nun das Kind die traurige Wahrheit anerkannt hat, daß die Mutter bald lieb, bald böse ist, entwickelt es in seiner Liebesbedürftigkeit die stetig wachsende Sehnsucht nach einer Mutter, die zu ihm „immer nur lieb" ist. Das isolierte Bild der „lieben Mutter" lebt jetzt als stark besetzte Wunschvorstellung in ihm fort.

Ich schalte hier die Bemerkung ein, daß sich in den Handlungen der Pflegepersonen ein instinktives Wissen um diese Doppelvorstellungen des Kindes verrät. Wenn die Kinderfrau ihren Schützling nach einer etwas energischer geratenen Zurechtweisung beschwichtigen will, findet sie leicht die tröstliche Auskunft: Jetzt ist der böse Junge schon weg, nur unser guter Junge ist da geblieben. Oder wenn sie gar einsieht, daß sie dem Jungen Unrecht getan hat, sich vor seinen Augen einige Kläppse gibt und

dann von sich selbst sagt: Die böse Marie ist weg, nur die gute ist noch da. Sie merken, dieses harmlose Spiel festigt auch die triebhafte Einstellung des Kindes, daß die bösen Personen dazu da sind, umgebracht zu werden, denn weg sein heißt tot sein. Der doppelten Vorstellungsbildung dürften übrigens auch die bösen und guten Geister entspringen, von denen der Primitive Menschen und Dinge abwechselnd besessen wähnt, ebenso die Doublierungen, die uns in den Träumen, Mythen und sonstigen Schöpfungen des Unbewußten als Träger der Ambivalenz so häufig begegnen.

Die Sehnsucht des Kindes nach einer „nur lieben Mutter" und einem „nur lieben Vater" wird durch das Erleben gefährlicher Drohungen (Kastration) und schmerzlicher Strafen ständig verstärkt und liefert schließlich die treibende Kraft zur Bildung seines Über-Ichs. Wir sprechen hier nur eine uns vertraut gewordene Einsicht Freuds in einer etwas modifizierten Fassung aus, die die psychologische Rolle der Vorstellungspaare hervorkehren soll. Wir erhalten ein anschauliches Bild von der Situation in der Bildungsphase des Über-Ichs, wenn wir dem kindlichen Ich folgenden Gedankengang unterschieben:

Die Eltern sollen mich nie mehr bestrafen, sie sollen mich immer nur lieben. Ihr Abbild in meinem Innern — mein Über-Ich — wird jetzt dafür sorgen, daß sie zu mir nicht mehr böse zu werden brauchen. Natürlich soll mich auch mein Über-Ich lieben. Wenn aber mein Über-Ich durch seine Funktion mir die Liebe der Eltern sichern soll, dann muß es mich dazu zwingen können, daß ich gewisse Handlungen unterlasse; es soll zu mir, wenn's not tut, recht streng sein, und ich werde es trotzdem lieben.

Die Bildung des Über-Ichs erscheint uns in dieser Beschreibung als ein Versuch des Ichs zur Realisierung seines Wunsches, die abwechselnd lieben und bösen Eltern in „nur liebe" Eltern umzuwandeln. Im Rahmen dieses Unternehmens muß das Ich vor allem auf seine auf die Eltern gerichteten genitalen und sadistischen Regungen (Ödipuslibido des Es) verzichten. Ferner muß es sich entschließen, den Eltern im Innern (dem Über-Ich) das Vorrecht einzuräumen, gegebenenfalls böse und streng zu sein; das Ich wird doch nicht aufhören, sie zu lieben und auch von ihnen geliebt werden zu wollen. Mit dieser Entscheidung überläßt das Ich dem Über-Ich die Verfügung über jene Triebkräfte des Es, auf deren Betätigung es selbst verzichtet hat.

Die im Innern errichtete (introjizierte) Elterninstanz ist also in all ihren Stücken eine Schöpfung des Ichs. Das Ich baut sie zunächst aus seinen „lieben Eltern" und aus den Haltungen seiner „bösen Eltern" auf,

d. h. das Ich wird zwar die Eltern im Innern ganz wie seine „lieben Eltern" lieben, aber es muß sich versagen, sie wie seine „bösen Eltern" zu hassen, selbst wenn sie sich wie „böse Eltern" benehmen. Das Über-Ich nimmt also bei seiner Entstehung aus dem Ich den Vorstellungskreis „liebe Eltern" mitsamt der daran haftenden Besetzung des Ichs auf, während es dem Vorstellungskreis „böse Eltern" nur die in ihm enthaltenen Inhalte entlehnt. Die erotischen und aggressiven Kräfte, mit denen das Über-Ich arbeiten soll, stellt ihm das Ich durch seinen eigenen Verzicht auf ihre Verwendung aus dem Triebreservoir des Es zur Verfügung. Die sadistische (elternfeindliche) Strebung wird in ihrem resistenten Stück vom Ich unverändert in das Verdrängte verbannt, wo sie dann in der isolierten Partialvorstellung der „bösen Eltern" ihre Repräsentanz bereits vorfindet. Ähnlich ergeht es jenem Rest der grobsinnlichen Sexualströmung, der sich der Wendung nach innen (Desexualisierung und Abgabe an das Über-Ich) entzieht. So ist das Ich ernstlich bemüht, seinen alten Traum von den „nur lieben Eltern" in den wirklichen Eltern lebendig werden zu lassen.

Ich möchte mir erlauben, die einseitige Orientierung und den schematischen Charakter dieser Darstellung von neuem zu betonen. Wir hatten auch nur die Absicht, den Typ der in ihrem Narzißmus femininen Individuen zu erfassen, dem ja die depressiv Veranlagten angehören, und bei dem schon die „Gefahr des Liebesverlustes" allein ausreicht, um die Bildung des Über-Ichs zu erzwingen; der reine männliche Typ mit seinem andersgearteten Narzißmus, der erst dem Druck der Kastrationsgefahr nachgibt, kann uns hier nicht interessieren.

Wir können nun von unserer Exkursion zur Frage der melancholischen Introjektion zurückkehren. Beim späteren Melancholiker bleiben infolge der übermäßigen Ambivalenz seiner Triebanlage zeitlebens massive Überreste des infantilen doublierenden Denkens erhalten. Wenn er seine ambivalenten Triebimpulse abwechselnd betätigt und dabei zustande bringt, je nach Bedarf die Licht-, bzw. die Schattenseite des Objekts seinem Bewußtsein völlig zu entziehen, zeigt er ein Verhalten, das sich von dem des Kindes kaum unterscheidet. Erst die klinische Beobachtung dieser für die neurotische Ambivalenz schlechthin so charakteristischen Erscheinung hat uns ja in die Lage versetzt, durch Rückschluß die entsprechenden Entwicklungsvorgänge beim Kind zu durchleuchten. Wenn dann beim Ausbruch der Melancholie der große Strom regressiver Prozesse einsetzt, muß auch die realitätsgerechte Vorstellung des rezenten Objekts endgültig den archaischen Anforderungen weichen, die die von ihren Schranken befreite Ambivalenz an die Denktätigkeit stellt. Das „liebe Objekt", von

dem das Ich geliebt werden will, gelangt dann durch Introjektion ins Über-Ich. Dort wird es nach dem eben gewürdigten Bildungsgesetz dieser Instanz mit dem Vorrecht ausgestattet, das vorher dem realen Objekt so heftig abgestritten worden war, zum Ich böse, sogar sehr böse zu sein. Das von dem einheitlichen Objekt gleichsam als „Prügelknabe" abgespaltene „böse Objekt" wird dem Ich einverleibt und der jetzt aus dem Über-Ich wirkenden sadistischen Strebung preisgegeben. Der logische Widerspruch löst sich, wie Sie sehen, wirklich restlos auf.

Dies Resultat gestattet uns nunmehr, den verborgenen Sinn des melancholischen Mechanismus bis in seine letzten Konsequenzen zu enthüllen. Überlegen Sie: Die größte Schuld, die das „böse Objekt" nach dem Vorwurf des Ichs auf sich geladen hat, ist seine Ambivalenz, durch die es die Feindseligkeit des Ichs „provoziert" hat. Wenn nun das im Ich weilende „böse Objekt" gezüchtigt und schließlich umgebracht wird, dann bleibt nur das von seinem „bösen" Anteil befreite, also das „liebe Objekt" bestehen, aber auch die Feindseligkeit des Ichs (des Es) ist befriedigt und erschöpft. Jetzt steht nichts mehr im Wege, daß das purifizierte Ich sich mit dem ebenfalls geläuterten Objekt in Liebe und Gegenliebe vereinigt! Im Umschwung zur Manie wird dieses Ziel des melancholischen Vorganges — in der Region des Pathologischen — restlos erreicht. Das „böse Objekt" wird — nach der Erkenntnis Abrahams *[4]* — aus dem Ich durch einen analen Akt ausgestoßen, was mit seiner Tötung gleichbedeutend ist. Das von seiner Aggression und seinem gehaßten Feind befreite Ich atmet erleichtert auf und vereinigt sich unter den Anzeichen eines beglückenden Rausches mit seinem zum Über-Ich erhobenen „lieben Objekt".

Wir gelangen so zur Einsicht, daß der melancholische Vorgang einen großzügigen und mit eherner psychologischer Konsequenz durchgeführten Reparations- (Heilungs-) Versuch darstellt. Er will das durch den Liebesverlust vernichtete Selbstgefühl des Ichs erneuern, seine zerstörte Liebesbeziehung wieder herstellen, das Ich gleichsam vorbeugend vor der Wiederholung so schwerer Schädigungen behüten und in diesem Interesse die Ursachen des Unheils — die Ambivalenz des Ichs und die des Objekts — aus der Welt schaffen. Für den erzielbaren Realeffekt dieser Aktion bleibt es entscheidend, daß sie sich nicht an der richtigen Stelle, in der Relation zur Objektwelt, sondern unter der Voraussetzung einer narzißtischen Regression lediglich zwischen den einzelnen seelischen Instanzen des Kranken abspielt. Sie kann dem Ich nicht wieder zu seinem verlorenen Objekt verhelfen; die endliche Vereinigung mit dem Objekt vollzieht sich — nachdem dasselbe durch das Über-Ich ersetzt wurde — nicht als realer

Vorgang in der Außenwelt, sondern als eine Zustands- (Besetzungs-) Änderung in der psychischen Organisation. An diesem rein psychischen Akt hängt aber ein bedeutsames reales Resultat: die Wiederherstellung, ja, sprunghafte Übersteigerung des Selbstgefühls zur Manie. Dieser Unterschied ist uns einleuchtend, der durch eine schwere narzißtische Erschütterung eingeleitete melancholische Prozeß kann sein narzißtisches Ziel, die Reparation des Selbstgefühls, auch unter Umgehung der Realität, durch eine bloße psychische Besetzungsverschiebung erreichen. Das manisch gewordene Ich findet sofort den Rückweg zur Objektwelt, es stürzt sich mit seiner ganzen durch die plötzliche Besetzungsänderung entfesselten Aktivität auf die Realität und tobt sich in ihr aus. Für das Verhalten des Manischen ist die orale Abkunft seines psychogenen Rausches bestimmend; es ist augenfällig, daß die Manie mit den mannigfachen Aktions- und Reaktionsmöglichkeiten des Erwachsenen die ungehemmten Triebäußerungen des gesättigten euphorischen Säuglings reproduziert. Es entspricht ganz unserer Erwartung, wenn für den auf einer temporären Zurückziehung des Über-Ichs beruhenden manischen Zustand die Reaktionsqualitäten einer Lebenszeit vorbildlich sind, in der diese Instanz noch nicht existiert.

Die Produktivität des melancholischen Prozesses erschöpft sich nicht im Hervorbringen der manischen Phase; er läuft nach Abklingen der Manie — oder auch unmittelbar — in jene zwangsneurotisch gefärbte Charaktergestaltung des „freien Intervalls“ aus, deren Aufdeckung und Beschreibung zu den unvergeßlichen Verdiensten Abrahams gehört *[4]*. Dieser Ausgang wird durch das Übergewicht sadistisch-analer Triebkräfte herbeigeführt und beruht auf einem Verzicht auf die orale Erneuerung des Selbstgefühls in der Manie. Das Ich ist erstarkt und bemüht sich um die reale Abwendung der Gefahren, die ihm aus seiner Ambivalenz drohen. Dies Bestreben erzielt dank der vollen Anerkennung der Realität einen ansehnlichen Heilerfolg. Das durch böse Erfahrungen gewitzigte Ich errichtet umfassende psychische Schutzbauten zur Bewältigung seiner Ambivalenz; sein Charakter ist jetzt durch ein Übermaß von Reaktionsbildungen der Zwangsneurose ähnlich geworden. Diese Charakteränderung leistet dann mehr als die bloße Verhütung der Ambivalenzgefahr; durch die expansive Idealbildung werden die gefährlichen Aggressionstriebe auf soziale Bahnen gelenkt und so auf dem Wege der Idealerfüllung der — realitätsgerechten — narzißtischen Befriedigung dienstbar gemacht. Die Resistenz dieses seelischen Aufbaus gegen neuerliche Belastungsproben ist bekanntlich im Einzelfalle außerordentlich variabel. Aber es wäre verfrüht, darüber sowie überhaupt über die ökonomischen Fragen des vielgestaltigen melancholischen Ablaufes heute Näheres aussagen zu wollen.

Ich möchte dafür zum Schluß noch der Frage der neurotischen Depression einige abschließende Bemerkungen widmen. Wie die Beobachtung zeigt, vollzieht sich der depressive Prozeß, soweit er das Ich des Übertragungsneurotikers ergriffen hat, ganz nach dem Mechanismus der echten Melancholie. Das will besagen, daß auch die neurotische Depression auf einer narzißtischen Abwendung von der Realität beruht, das äußere Objekt durch psychische Instanzen ersetzt und die Lösung der Konflikte statt in der Außenwelt auf dem innerseelischen Schauplatz und mit einer regressiv aktivierten oralen Technik anstrebt. Nur daß diese Vorgänge, die das melancholische Ich fast völlig aufzehren und seine Realitätsfunktionen zerstören, in der Übertragungsneurose einem zwar neurotischen, aber sonst mehr oder weniger intakten Ich gleichsam nur aufgesetzt sind. Beim depressiven Neurotiker ist das Objekt und mit ihm die Realitätsbeziehung erhalten, sie ist nur gelockert, und das schwächliche Ich hat begonnen, den als unerträglich empfundenen Kampf mit der Welt aufzugeben, sich narzißtisch nach innen zu wenden und zum oral-narzißtischen Reparationsmechanismus seine Zuflucht zu nehmen. Die neurotische Depression ist also eine Art Partialmelancholie des (neurotischen) Ichs; je weiter sich der depressive Prozeß im Ich auf Kosten der Objekt- und Realitätsbeziehung ausbreitet, um so mehr nähert sich der Zustand der narzißtischen Neurose der Melancholie. Bei einem akuten Depressionsschub dürfte demnach der Ausgang davon abhängen, ob im narzißtischen Getriebe des Ichs die oralen Mechanismen die Oberhand gewinnen, oder ob die fester an der Objektwelt haftenden sadistisch-analen (und genitalen) Mechanismen stark genug sind, das Ich vor dem Sturz in die Melancholie zu bewahren.

Literatur

1) Abraham: Ansätze zur psychoanalytischen Erforschung und Behandlung des manisch-depressiven Irreseins und verwandter Zustände. Zentralblatt für Psychoanalyse, Bd. II, 1912. (Abgedr. im Sammelband „Klinische Beiträge zur Psychoanalyse", Internat. PsA. Verlag 1921.)

2) Freud: Trauer und Melancholie. Diese Zeitschrift, Bd. IV, 1916/17. (Ges. Schriften, Bd. V.)

3) Freud: Das Ich und das Es. 1923. (Ges. Schriften, Bd. VI.)

4) Abraham: Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Libido auf Grund der Psychoanalyse seelischer Störungen. (Internat. PsA. Verlag, 1924.)

5) Radó: Eine ängstliche Mutter. (Beitrag zur Analyse des Ichs). Diese Zeitschrift, Bd. XIII, 1927.

6) Freud: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, 1916/17. (Ges. Schriften, Bd. VII.)

7) Freud: Hemmung, Symptom und Angst. Internat. PsA. Verlag, 1926.

8) Radó: Die psychischen Wirkungen der Rauschgifte. Diese Zeitschrift, Bd. XII, 1926.

9) Bernfeld: Psychologie des Säuglings. J. Springer, Wien, 1925.

10) Freud: Massenpsychologie und Ich-Analyse. Internat. PsA. Verlag, 1921. (Ges. Schriften, Bd. VI.)

KASUISTISCHE BEITRÄGE

Ein Prüfungstraum

Von

Richard Sterba

Wien

Mit ziemlicher Regelmäßigkeit trat in Intervallen von zwei bis drei Monaten bei einem Patienten ein Traum von der Maturitätsprüfung auf. Der Patient träumte dabei immer von einer schriftlichen Arbeit aus Latein oder Mathematik. Regelmäßig erlebte er im Traum die letzten Minuten vor Schluß der Stunde; er hat noch gar nicht zu übersetzen oder zu rechnen begonnen, es läutet, der Lehrer gibt noch fünf Minuten zu, die Kameraden halten ihm die Hefte zum Abschreiben hin oder bemühen sich, ihm einzusagen, er aber ist unfähig, auch nur die Feder zu führen, Zahlen oder Buchstaben verwirren sich ihm, er verspürt das ganze Qualvolle der Situation des Nichtkönnens oder Nichtfertigwerdens, um dann mit dem Gefühl großer Genugtuung und Befriedigung darüber, daß die Zeit der Gymnasialstudien längst vorüber sei, zu erwachen. So weit sind ja diese Träume typisch und verdienten keine besondere Erwähnung; theoretisch beachtenswert aber ist ihre Vorgeschichte. In der „Traumdeutung“[1] heißt es: „Eine weitere Aufklärung der Prüfungsträume danke ich einer Bemerkung von Seite eines kundigen Kollegen, der einmal in einer wissenschaftlichen Unterhaltung hervorhob, daß seines Wissens der Maturitätstraum nur bei Personen vorkomme, die diese Prüfung bestanden haben, niemals bei solchen, die an ihr gescheitert sind.“

Unsere Träume zeichnen sich nun dadurch aus, daß der Träumer sich niemals einer Maturitätsprüfung unterzogen hat.

Zunächst sollen einige analytische Daten zum Traum mitgeteilt werden. Daß die Prüfung gerade aus Mathematik oder Latein abgelegt werden sollte, erklärte sich leicht. Der Vater des Pat. war Professor der Mathematik; der Lateinprofessor war ihm zur Zeit seiner Studien eine deutliche Vaterfigur gewesen.[2] Eine Reihe Eigenschaften wie Einseitigkeit, Verbohrtsein in das

1) Traumdeutung. 7. Aufl., S. 188, Ges. Schriften, Bd. II.

2) Träumte er von einer Prüfung aus Mathematik, so sah er niemals den Prüfer, träumte er von einer aus Latein, war er regelmäßig anwesend.

eigene, enge wissenschaftliche Gebiet, Weltfremdheit, Freude an Büchern und an Astronomie, Pfeifenrauchen waren beiden gemeinsam. Der sonst sehr aufgeweckte und intelligente Junge versagte gerade aus Latein und schuf damit seiner negativen Gefühlsströmung gegen den Vater Abfuhr; der ziemlich langen Pubertät entsprach es, daß sein Mißvergnügen am Latein bis in die oberste Klasse anhielt. Der Lateinprofessor hatte den Knaben gern; er empfand jede schlechte Schularbeit als etwas, was ihm der Patient persönlich angetan hatte, und förderte so die negative Gefühlsübertragung. Er sorgte dafür, daß der Junge trotz mangelnder Kenntnisse alljährlich in die höhere Klasse aufsteigen konnte; der Junge sah mit Schrecken die Matura immer näher rücken. Er entwickelte reichlich Angst bei dem Gedanken an diese öffentliche Prüfung, bei der doch die Lücken in seinen Kenntnissen offenbar werden müßten. Bei diesem Anlaß erwartete er die Strafe für die zahlreichen Unterlassungen von Aufgaben, das heißt für die unbewußte Haßeinstellung gegen den Vater, die diese Unterlassungen veranlaßt hatte. Er erwartete also sozusagen die Matura als Strafe für seine Schuld gegen den Vater.

Da kam der Krieg und mit ihm die „Kriegsmatura“ ohne Prüfung und der Schüler glitt an der erwarteten Strafe vorbei. Kurze Zeit darauf trat der Traum von der Matura zum erstenmal auf und kehrte seither regelmäßig wieder. Irgendein Zusammenhang mit einer für den jeweils nächsten Tag geforderten verantwortlichen Leistung konnte vom Pat. nicht erinnert werden.

Wir sehen aus dem analytischen Material zu diesem Traum, daß er, obwohl ein Traum von der Matura, doch nicht die von Freud angegebenen Charaktere des Prüfungstraumes trägt, sondern einer anderen Traumkategorie zuzuteilen ist, die Freud[1] als „Strafträume“ bezeichnet hat. Der „Straftraum“ erfüllt nach Freud die Wünsche der kritischen Instanz des Ichs (Ichideal, Zensur, Gewissen); dazu stimmt, daß in unserem Traum der Vater als Prüfer erschien.[2] Es fällt nur auf, daß dieser Straftraum in Form eines Prüfungstraumes auftrat und auch viel von dem Mechanismus enthielt, den Freud für die Prüfungsträume aufgedeckt hat.

Wir finden hier also zwei Traumtypen vermengt, den des „Prüfungs“- mit dem des „Straftraumes“. So erklärte sich die auffällige Tatsache, daß jemand, der die Matura nie abgelegt hat, doch von ihr in Form eines Prüfungstraumes träumte.

1) „Ergänzungen zur Traumlehre.“ Ges. Schriften, Bd. III.
2) Hierzu siehe auch Reik, Geständniszwang und Strafbedürfnis. S. 65 f.

Analyse eines Coitus-interruptus-Traumes

Von

Curt Jacoby

Tel. Aviv. Palästina

Ein jung verheirateter Patient erzählt folgenden Traum:

Er sucht die Wohnung eines Freundes, tritt in ein Haus ein und geht eine lange Treppe hinauf. Oben öffnet sich ihm eine Art Loge, wo er bald mit einer Menge Leute an einer Balustrade (wie im Theater) Platz nimmt und hinabblickt. Plötzlich tauchen über ihren Köpfen sehr schlechte Zeichnungen von altgriechischen Kunstwerken auf. Er sagt zu seiner Umgebung etwas verlegen, er verstehe nichts von Kunst, und hat sofort die Empfindung, er sitze auf einem Baume und schwebe in Gefahr, hinabzustürzen. Dabei betrachtet er aber trotz seiner Furcht, hinunterzufallen, immer weiter die Bilder. Plötzlich stürzt er wirklich hinab, und zwar nach hintenüber auf einen Pfahl, der sich ihm tief in den After bohrt.

An allen Gliedern zitternd, in Angstschweiß gebadet wacht er auf, greift mit beiden Händen nach dem After und entfernt einen Zipfel des Lakens von dort.

Der intelligente Patient, der sich in den letzten Tagen sehr eingehend mit Freuds „Traumdeutung" beschäftigt hatte, verstand sofort selber, daß der Anfang des Traumes (*er tritt in ein Haus ein, geht eine Treppe hinauf, tritt in eine Loge ein*) eine Koitussymbolik darstellt. Schwieriger war schon die Deutung der Kunstwerke und seiner Worte, *er verstehe nichts von Kunst.* Doch fällt ihm schließlich ein, er habe seiner Frau am Abend die Episode aus Freuds „Traumdeutung" (Aufl. VI, 1921, S. 109) vorgelesen, in der Freud jenen Rechtsgelehrten fragt, ob er auch ganz sicher gewesen sei, daß ihm das Kunststück (Coitus interruptus) des Nachts immer gut gelungen wäre. Seine junge Frau machte ihm dazu das etwas zweifelhafte Kompliment, er jedenfalls verstehe seine Kunst so gut, daß ihr schon nicht mehr angst sei, sie würde schwanger werden. Bei dem starken Wunsch seiner Gattin nach einem Kinde, das sie sich wegen ihrer schweren wirtschaftlichen Lage aber noch versagen müssen, glaubte er sicher nicht unberechtigt einen leisen Vorwurf aus ihren Worten entnehmen zu können. So blieb ein starkes Mißbehagen in ihm nach jenem Gespräch zurück. Im Traum ergibt sich, daß er ihr willfahren und nichts mehr von der Kunst (des C. i.) wissen will, daß er aber andererseits doch die Konsequenz fürchtet und nun um so stärker von Angst gepackt wird, es sei zu einer Schwängerung gekommen.

Das Problem des Baumes fand seine Lösung in jenem bekannten Witz, den er ein paar Tage vorher mit vielem Vergnügen von einem Freunde gehört hatte: Einem Manne sind zur Stärkung seiner sexuellen Leistungsfähigkeit Affenhoden eingesetzt worden. Als er nach der Operation nach Hause kommt und die zärtliche Gattin ihn am ersten Abend liebevoll auffordert, doch ins Bett zu kommen, wird er plötzlich wild und brüllt — der Mundart des Erzählers entsprechend in reinstem Berliner Dialekt —: „Wat?! Ins Bett!? Komm uff'n Baum!"

Lachend gibt der Träumer dazu selbst die Erklärung, er wollte gewiß auf diese Weise seine eigene Leistungsfähigkeit dartun.

Warum so viele Leute in der Loge waren? Warum überhaupt ein Teil des Traumes im Theater spielt? Er bemerkt dazu: „Wenn ein Kind geboren wird, kommen viele Gratulanten und man macht ein ganzes Theater davon."

Bleibt nur noch der „spitze Pfahl" zu erklären, der sich ihm in den After bohrt und das Gefühl einer wahnsinnigen Angst auslöst. Pat. leidet an Oxyuren und wird mitunter von heftigem Juckreiz im After gequält. In einem solchen Anfall hat er nun schlaftrunken den After mit dem Laken gerieben und ein Zipfel des Lakens ist steckengeblieben.

Interessant ist zum Schluß die Kombination, durch die die durch dauernden Coitus interruptus aufgespeicherte Angst den äußeren Anlaß (Juckreiz und Lakenzipfel im After) als Handhabe zu einer in den Rahmen des Ganzen passenden Entladung findet. Ob sich hinter diesem Traumstück nicht noch tiefer verdrängte passiv-homosexuelle Wünsche verbergen, konnte nicht ermittelt werden. Der sexuelle Charakter des Traumes ist gut verkleidet und doch tritt die deutlich sexuelle Abfuhr im entscheidenden Augenblick (auf dem Baume, wo er sich vom Anblick der „schlechten Kunst"werke nicht losreißen kann, obschon er nach seiner eigenen Aussage nichts von Kunst versteht) auf und unterbricht Traum und Koitus.

Beispiele zur Traumdeutung

Von

Eugen Eble

Neunkirchen (Baden)

I

Er besteigt mit einem ihm bekannten rothaarigen Herrn, dessen Namen ihm entfallen ist, die Dächer eines roten Schlosses, geht dann eine Treppe hinab, die an einem Garten vorbeiführt — der Rothaarige immer voran.

In derselben Nacht hatte er noch folgenden Traum:

Er erhält von einer Dame, die ihn wegen ihres exotischen Charakters reizte, ein Perlenhalsband, das er sich umhängt. Die Dame ist ihm wegen ihrer freien Anschauungen bekannt.

Die Auffindung des Namens des rothaarigen Herrn war durch folgende Einfälle des Träumers ermöglicht: Weinmann, Weigand (Besitzer eines Weinlokals), Weinbrenner. Der nächste Einfall (Schnapsbrenner) ergab seinen Beruf und hiemit auch den Namen. Dieser Herr war ihm, wie auch die Dame, seiner freien Anschauungen wegen bekannt. Das Besteigen der Dächer sowie das Gehen deutet er selbst als Symbole des Geschlechtsverkehrs. Die zweimal vorkommende rote Farbe und der Garten ordnen sich dem ein. Ein gleicher Garten gehörte auch der Dame, mithin stellt er gleichzeitig die Verbindung beider Träume dar.

Im ersten Traume schlägt also der Träumer dieselben Wege ein wie der Herr, der ihm als „Steiger" bekannt ist. — Zur Perlenkette fällt ihm ein,

daß diese auf der Brust getragen wird. Die Kette steht also wohl für die Brust selbst. (Schmuck ist weibliches Symbol.) Diese wird ihm geschenkt, er fühlt sie an seinem Körper.

Der zweite Traum besagt also: Ich darf an der Brust einer rothaarigen Dame liegen. (Oder sie selbst ist dabei aktiv!)

In beiden Träumen besteht für den Träumer eine intime Beziehung zu Personen, von denen er eine lieben möchte. Beide huldigen freien Anschauungen. Der Garten verbindet außerdem beide Träume. Wir dürfen sie also wohl in Beziehung setzen, so daß wir folgende Deutung erhalten:

Ich lebe wie der rothaarige Herr und darf dann an der Brust einer Dame liegen. (Man kann auch ein konditionelles Verhältnis annehmen.) —

Die Dame ist Engländerin. Der Träumer wußte, daß viele Engländer rothaarig sind. Daher traf er diese Auswahl aus der großen Zahl ihm bekannter Herren. Daß gerade eine Perlenkette als weibliches Symbol gewählt wurde, mag damit zusammenhängen, daß jene Dame auffallend schöne Zähne besaß. — Der zweite Traum spielte sich in einem Raum ab, in welchem einige Tage vorher eine rothaarige Dame Ehebruch beging. Dies war dem Träumer bekannt. Auch die Dame seines Traumes war verheiratet. Wir dürfen also annehmen, daß er nicht nur an ihrer Brust liegen wollte.

II

Er befindet sich mit mehreren ehemaligen Schulkameraden am Bahnhof und will abreisen. Nach Schülerart wird ein Junge, der für besonders dumm gehalten wird, dadurch gehänselt, daß man ihm Zettel mit Stecknadeln anhängt. Der Tr. selbst beteiligt sich hierbei. Auch ihm wird vorne ein Zettel angehängt, den er sofort bemerkt. Abschied. Der Zug ist dicht besetzt, nur ein Platz neben seiner Mutter ist noch frei. Gegenüber sitzt eine ältere Dame, die er kennt. Er bemerkt nun, daß sein Rücken völlig mit Zetteln behängt ist. Aus der Brust- und Schoßseite seines Rockes zieht er langsam, mit großer Befriedigung, viele Nadeln und erwacht.

Analyse.

Der Tr. legte kurz vor seinem Traum eine Prüfung ab, wo er viele ehemalige Schulkameraden traf und die er „mit Auszeichnung" bestand. — Vor zwei Tagen traf er ehemalige Mitschüler, die ihn durch einen neckischen Zuruf ärgerten; am selben Tage begegnete er in einem Gasthaus einem Idioten, dem man einen Zettel mit der Aufschrift: „Vorsicht, sehr bissig!" angehängt hatte.

Der Traum besagt also zunächst: Du hast zwar deine Prüfung mit Auszeichnung bestanden (Waren werden durch Anhängen von Zetteln ausgezeichnet), aber trotzdem bist du ein Idiot. Die Eisenbahnfahrt, das Anstecken und Herausziehen von Nadeln aus Stoff deuten aber weiters auf einen sexuellen Vorgang.

Der Vater des Tr. war zurzeit des Traumes schwer erkrankt. Abreisen und Bahnfahrt bedeuten Tod. Er fährt mit seiner Mutter. Wir dürfen also wohl übersetzen: Wenn der Platz neben meiner Mutter leer würde, wie ich wünsche, so würde ich ihn auszufüllen wissen und nicht so dumm sein wie der Idiot. (Der Tr. bemerkte im Traum ja die Zettel!)

Beispiele zur Traumdeutung

Von

Otto Fenichel

Berlin

PSYCHOPATHIC HOSPITAL BOSTON LIBRARY

I) Ein verdichteter Traum

Es ist bekannt, daß es ganz kurze Träume gibt, die in höchst verdichteter Form die ganze Neurose oder Entwicklungsgeschichte eines Menschen enthalten. Ich hatte unlängst Gelegenheit, einen solchen Traum zu analysieren, der vielleicht Interesse beanspruchen darf, weil er aus einem einzigen Worte besteht. Er lautet nämlich: Bienen. Der Träumer wußte nicht einmal anzugeben, ob er im Traume Bienen sah oder ob er nur das Wort „Bienen" hörte.

Der Träumer ist ein 36jähriger Mann, der bereits in einem vorgeschrittenen Stadium seiner wegen Charakterschwierigkeiten begonnenen Analyse steht. Diese Schwierigkeiten bestanden im wesentlichen manifest außer in seinem ausgesprochenen moralischen Masochismus darin, daß er sozusagen seinen Ödipuskomplex lebte: Einerseits bildete der bewußte Haß gegen seinen tyrannischen Vater, der immer vergebliche Kampf gegen ihn, den Hauptinhalt seines Lebens; andererseits lebte er seit Jahren mit einer viel älteren Frau zusammen, an die er, obwohl sie ihm bewußt weder seelisch noch sexuell viel bedeutete, gebunden blieb. — Der Patient hatte trotz überdurchschnittlicher Intelligenz und Begabung keinen Beruf. Die Geschichte seiner gescheiterten Berufsversuche ließ deutlich erkennen, daß auch die Berufslosigkeit einer Haßregung gegen den Vater Ausdruck verlieh (etwa: Du hast es dazu gebracht, daß ich nichts gelernt habe!) und gleichzeitig den Patienten, der im wesentlichen von Unterstützungen seines Vaters lebte, in dauernde Abhängigkeit von ihm brachte. Immer wieder hatte der Patient versucht, sich mit Gewalt von seiner Fixierung an das Elternhaus zu befreien, er war ins Ausland gegangen, verkehrte mit Menschen extrem anderen Schlages als seine Angehörigen („universelle Exogamie") — alles umsonst, in seinen unbewußten und im Verlaufe der Analyse bewußten Tagträumen war er stets nur im Elternhaus und setzte sich mit seinen Angehörigen auseinander. — Es war leicht zu sehen, daß hinter dem Haß gegen den Vater eine intensive fordernde, sadistische Liebe zu ihm stand, die dem Patienten die Lebensaufgabe gestellt hatte, dem Vater möglichst viel Geld wegzunehmen. (Er war Lotteriespieler und wartete auf den Haupttreffer, d. h. darauf, daß der Vater „Schicksal" ihm endlich die ihm gebührenden Geschenke bringen werde.) Dieser Forderung entsprach die Eifersucht auf die älteren Brüder: Ihnen, meinte er, schenke der Vater alles, ihm nichts. Eine Deckerinnerung aus der Kindheit erzählt, ein Bischof hätte einmal einen seiner Brüder geküßt, ihn nicht. — Hinter dieser anal-sadistischen Liebe zum Vater mit dem Ziel, ihm Geld und Geschenke wegzunehmen (negativer Ödipuskomplex auf analer Stufe), waren in der Analyse orale Wünsche schon sehr deutlich geworden: Er wollte sich vom Vater erhalten, d. h. ernähren lassen. Die unbewußte Idee, am Penis des Vaters zu trinken, vertrat die noch tiefer verdrängte, an der Brust der Mutter

(Amme) zu trinken. (Der Patient hatte länger als ein Jahr die Brust erhalten, und als sie ihm entzogen wurde, hatte er, der schon ganz gut hatte reden können, ein weiteres Jahr lang nicht gesprochen, so daß er schon als stumm gegolten hatte.) — Einige Tage vor dem Traum war die Nachricht eingetroffen, daß der Bruder, den der Bischof geküßt hatte, sich verlobt hätte. Der Patient, der bei seiner prägenitalen Fixierung nie voll potent gewesen war und sich von seiner alternden Freundin weg zu einer jungen liebenden Frau sehnte, hatte also allen Grund, seinen alten Neid zu reaktivieren. Dazu kam, daß — wenigstens nach Meinung des Patienten — diese Verlobung eine Machenschaft des Vaters war, der dem Lieblingssohn eine Frau ausgesucht hatte. Der Patient hatte die Verlobungsnachricht sofort mit folgendem Traum beantwortet: In einer Zeitung steht meine und meines Vaters Photographie. Den Einfällen nach handelte es sich um eine Heiratsannonce, und der Gedanke war, der Vater solle auch ihm eine Frau suchen, bzw. er möchte mit dem Vater im Umweg über eine Frau verbunden sein.

Und nun die Einfälle zu den „Bienen“: Der Patient erinnerte zuerst, daß er einmal, zirka 12 bis 15 Jahre alt, auf einem Spaziergang mit der Mutter von einer Biene gestochen worden sei. Sonst hätte er nie etwas mit Bienen zu tun gehabt. Die Einfälle drohen schon hier zu stocken. — Von mir darauf aufmerksam gemacht, daß das Wesentliche an den Bienen also zu sein scheint, daß sie stechen, wendet sich der Patient diesem Stechen zu. Er erinnert einen älteren Traum, in dem ihm ein Mann unter besonderen Umständen eine Lanze in den Bauch gestoßen hatte. Die Lanze der Bienen ist ihr Stachel, nur daß die „Bienen“ zahlreich sind, viele kleine Tiere. Der Komplex der „kleinen Tiere“ war uns schon bekannt. Sie bedeuteten bei unserem Patienten nicht „Geschwister“, sondern etwa „gefährliche Kinder, kastrierende Bakterien und Spermatozoen“, und zwar so: Ein Bruder hatte während der Latenzzeit des Patienten eine Gonorrhoe gehabt. Diese gab der Kastrationsangst des Patienten den Angstinhalt, von Bakterien bei lebendigem Leib von innen her aufgefressen zu werden. Später stellte sich heraus, daß die Erinnerung an die Gonorrhoe des Bruders eine ältere an eine gynäkologische Erkrankung der Mutter deckte: Diese war wegen eines Myoms operiert worden. Der Patient hatte etwas von „Krebs“ gehört und sich vorgestellt, daß ein Tier Krebs im Genitale stecke und mit seinen Scheren innen alles wegzwicke. Diese kastrierenden Bakterien, Krebse, Bienen kommen natürlich als Nahrung *per os* in den Körper. Die Mutter war — nach der unbewußten Ansicht des Patienten — durch die sexuelle Brutalität des Vaters, der Bruder wirklich durch Sexualverkehr krank geworden. Wenn man also das, was aus dem Penis (der Lanze) des Vaters kommt, trinkt und so ein Kind empfängt (Träume über Krebskinder und Grottenolme ließen an der Deutung kleines Tier=Embryo keinen Zweifel), so wird man dafür von den Bienen (Kindern, Spermatozoen) von innen her vernichtet und zwar nach dem Talionsgesetz aufgefressen. An diese Dinge mußte der Patient nun denken; er dachte weiter an die Drohnenschlacht, daran, daß die männlichen Bienen nach dem Sexualakt sterben müssen.

Bei der „Drohnenschlacht“ fällt dem Patienten plötzlich ein: Er hatte ganz vergessen, daß er noch einmal mit Bienen zu tun gehabt hatte. In seiner Kindheit hatte der Vater einmal auf seinem Gute Bienen gezogen; damals hat es viel Honig zu essen gegeben. Das Ganze dauerte aber nur kurze Zeit. Der Vater

war beschwindelt worden, ein schlechter Imker richtete die ganze Sache zugrunde, aus der Bienenzucht, die mit viel Hoffnung begonnen worden war, ist gar nichts herausgekommen. „Alles, was der Vater unternimmt", sagt der Patient, „schlägt ja immer fehl." — Ich mache den Patienten darauf aufmerksam, daß sein Vater jetzt die Heirat des Bruders unternimmt, und daß er wohl nichts dagegen hätte, wenn auch diese Unternehmung fehlschlüge. — Eine eklatante Bestätigung dieser Deutung brachte der Patient einige Tage später, da er, als auf sein Gratulationstelegramm nicht sofort eine Antwort eintraf, gleich annahm, die Verlobung sei bestimmt zurückgegangen. — Zunächst aber fiel ihm dazu etwas anderes ein: Er dachte an jenen Spaziergang mit der Mutter, bei dem er gestochen worden war. Er erinnerte, daß der Vater damals verreist war, und endlich daß sie auf dem Spaziergang einen bestimmten Idioten getroffen hatten, vor dem es ihm immer gegraust hätte. Aber auch dieser Idiot war in der Analyse schon behandelt worden: Er hatte einmal, ebenfalls als der Patient 12 bis 15 Jahre alt war, mit geöffneten Hosen die Mutter verfolgt, so daß sich diese schreiend nach Hause flüchtete; diese Erinnerung war bisher die einzige, mit der ich dem Patienten gegenüber die Deutung, seine Freundin vertrete seine Mutter und er hätte trotz seiner prägenitalen Fixierung phallische Wünsche in Bezug auf seine Mutter gehabt, die er nur aus Angst im Keime erstickt hätte, hatte plausibel machen können.

Versuchen wir nun die Deutung des Traumes „Bienen", so erkennt man zunächst den oberflächlichsten latenten Traumgedanken: Aus der Hochzeit des Bruders soll nichts werden, allgemeiner, aus den Unternehmungen des Vaters zugunsten des Bruders soll nichts werden, oder — eine Schichte tiefer — der Bruder, der sich vom Vater Geschenke machen, sich von ihm lieben läßt, soll gestochen und zerfressen werden. Es ist auch unschwer, noch weiter zu sehen: Die Stechängste beziehen sich natürlich nicht nur auf den Bruder, sondern auf den Patienten selbst, so daß wir als weitere Traumgedanken formulieren können: Der Vater soll mich verheiraten. Der Vater soll mir Geschenke geben, mich lieben, letzten Endes: der Vater soll mit mir *per os* verkehren („Honig"). Der Traum drückt aber überdies auch die Triebabwehr deutlich genug aus, die Kastrationsangst, die durch den wunscherfüllenden Charakter des Traumes geweckt wurde, etwa: Wenn ich mir solches wünsche, so werde ich gestochen, von innen her gefressen, kastriert, die „kleinen Tiere" aus dem Penis des Vaters werden, wenn ich sie esse, mich von innen fressen, welche Befürchtung ja sogar in gewissem Sinn durch die Strenge des Über-Ichs des Patienten realisiert ist. Hinter all dem aber wird die tiefste Schichte bemerkbar, der Wunsch, nicht vom Penis des Vaters, sondern von der Brust der Mutter zu trinken, was wieder ein durch die orale Fixierung ermöglichter regressiver Ausdruck für den Wunsch ist, mit der Mutter sexuell zu verkehren. Denn die Vorgänge bei jenem Spaziergang lassen sich nun leicht rekonstruieren: Die Abwesenheit des Vaters und der Spaziergang zu zweit hatten die verdrängten Inzestwünsche des Patienten bis zu einem gewissen Grade aktiviert. Die Begegnung mit dem Idioten, die an die Möglichkeit des realen Inzestes erinnerte, verstärkte die verbotenen Wünsche außerordentlich. Als nun die Biene den Jungen stach,

faßte er das als Strafe auf, als Kastration, die dem Gedanken an den Mutterinzest auf dem Fuße folgt. Die tiefsten latenten Traumgedanken lauten also etwa: Ja, ich möchte heiraten wie der Bruder. Aber wenn ich meine so mutterähnliche Freundin aufgeben soll, so müßte es schon die Mutter selber sein, die ich zur Frau bekäme. Und sofort die Unterdrückung: Das darf ich nicht wünschen, ich habe ja mit der Biene die Erfahrung gemacht, daß solcher Wunsch sofort bestraft wird. Deshalb wende ich meine Liebe dem Vater zu, — und hier erst schließen die schon vorhin formulierten Traumgedanken aus dem negativen Ödipuskomplex an.

Bedenken wir zum Schluß noch, daß „Bienen" tatsächlich die gegebene Metapher für „gefährlicher Genuß" sind. Denn was weiß das Kind von den Bienen? Daß sie süßen Honig geben und daß sie stechen.

II) Schlafverlängernder Leibreiztraum

Ein Patient träumt: *Es ist eine politische Versammlung. Verschiedene Redner sprechen. Der Traum ist sehr langwierig, die Einzelheiten habe ich vergessen. Plötzlich dringt jemand im Laufschritt zur Rednertribüne vor, stößt den Redner beiseite und ruft ungefähr folgendes in die Versammlung: „Alles, was hier besprochen wird, betrifft unwichtige Zukunftssorgen. Es ist nur eine einzige Sache, die jetzt im Augenblick erledigt werden muß: Das darf nicht mehr vorkommen, daß man mitten in der Nacht aufstehen muß!"* — Und der Patient erwacht mit starkem Harndrang.

III) Mutterleibstraum als Euphemismus für den Inzest

Im Gegensatz zu anderen analytischen Autoren hat Freud versucht, die Mutterleibsphantasie im wesentlichen als Euphemismus für den Inzestwunsch, als die Inzestphantasie der Impotenten aufzufassen. Der folgende Traum beweist die Richtigkeit dieser Auffassung unmittelbar.

Ein 30jähriger Patient mit außerordentlicher Sexualverdrängung, der noch nie verkehrt, nur ganz kurze Zeit onaniert hat, der aber dafür in absolut infantiler Weise an seiner Mutter, (die alles Sexuelle verboten hat), hängt, hat als einzige sexuelle Befriedigung nächtliche Pollutionen unter folgendem wiederkehrenden Traum:

Ich steige über eine immer enger werdende Wendeltreppe in den Turm einer Kirche. Oben am Ende der Treppe ist ein ganz enger Raum, die Decke ist erstickend niedrig, es ist finster, man kann da nur zusammengekauert sitzen. Das ist unbeschreiblich schön.

An diesem Traum hängt das schwerste Ödipus-Schuldgefühl.

PSYCHOANALYTISCHE BEWEGUNG

Dr. Heinrich Koerber

Am Dienstag, den 2. August 1927, starb nach kurzem Krankenlager an den Folgen eines Schlaganfalles mit 66 Jahren der Senior der Berliner Gruppe der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung, Sanitätsrat Dr. Heinrich Koerber. Sein Name ist mit der Gründung der Berliner Gruppe aufs engste verknüpft, er gehört zu dem kleinen Kreise derer, die zuerst in Berlin regelmäßig zusammen kamen, um ihre psychoanalytischen Erfahrungen auszutauschen. Wer Koerber näher kannte, hat sich dem Zauber seiner feinen, menschlichen und gütigen Persönlichkeit nicht entziehen können. Er hatte bis noch in die letzten Jahre hinein, wo Alterserscheinungen ihre Schatten auf ihn warfen und ihn oft still und müde erscheinen ließen, etwas jugendlich Sieghaftes in seinem Wesen, hatte eine nie versagende Bereitschaft, sich Neuem zu erschließen. Dieser Bereitschaft verdankte er es auch, daß er zu einer Zeit, wo im Gegensatz zu jetzt die Psychoanalyse nur von wenigen nicht verlästert wurde, sogleich voll ihre Bedeutung erfaßte und sich ihrem Studium mit Eifer widmete. 1901 war der Vierzigjährige, nachdem er bald nach seinem Staatsexamen (1886) von 1888 bis 1895, also sieben Jahre, Landarzt in einem schlesischen Dorf gewesen war und darauf in Breslau weitere sechs Jahre Allgemeinpraxis getrieben hatte, nach Berlin gekommen, hatte dort durch Juliusburger die junge Psychotherapie, die Hypnose, kennen gelernt und, stark beeindruckt durch die therapeutischen Möglichkeiten, die durch eine seelische Beeinflussung gegeben schienen, sich sogleich von seiner bisherigen ärztlichen Tätigkeit auf einen neuen, ebenso unsicheren wie verheißungsvollen Weg begeben. Bald aber, auch durch seinen Freund Juliusburger vermittelt, kam er mit der Psychoanalyse in Berührung und ist ihr von da an nicht nur treu geblieben, sondern ist Jahr für Jahr durch Wort und Schrift vor gelehrtem wie vor ungelehrtem Publikum für sie eingetreten. Er verstand es u. a. vorzüglich, die Grundpositionen der psychoanalytischen Wissenschaft in plastischen Bildern hinzustellen, so daß er der schwierigen Aufgabe besonders gewachsen war, einem größeren Publikum zum Verständnis der Psychoanalyse zu verhelfen. In diesem Sinne wirkte er in seinen mehrfach wiederholten Vorträgen in der Lessing-Hochschule. Von den gelehrten Gesellschaften, in denen er vorzutragen pflegte, seien erwähnt die „Ärztliche

Gesellschaft für Sexualwissenschaft", an deren Begründung er zusammen mit Iwan Bloch beteiligt war, und die „Gesellschaft für Geschichte der Naturwissenschaft, Medizin und Technik".

Koerbers Interesse war nicht auf sein Fachgebiet beschränkt. Dramen und Gedichte, die er vor allem in seiner Breslauer Zeit verfaßte, aber scheu zurückhielt, zeugen von seiner künstlerischen Begabung. In seiner Breslauer Zeit verstärkte sich sein Interesse für philosophische und weltanschauliche Fragen. Unter den Philosophen stand ihm Schopenhauer nahe. Mit Juliusburger und Kirchbach zusammen gründete er 1906 den Monistenbund, den er viele Jahre als Vorsitzender leitete und für den er in Schrift und Wort wirkte. Nach dem Kriege trat er aus dem Bunde aus, weil er mit dessen positivistischer Entwicklung nicht mitgehen mochte.

Das Anziehende an Koerber war, daß alles, was er sagte und tat, seine wissenschaftlichen Bestrebungen, sein ärztliches Wollen, sein weltanschauliches und sein künstlerisches Interesse, den Eindruck machten, nichts Einzelnes, Losgelöstes zu sein, sondern zu der Einheit einer gütigen Menschlichkeit zu gehören.

Für die „Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft":
Dr. Carl Müller-Braunschweig

* * *

Vorträge und veröffentlichte Arbeiten Dr. Heinrich Koerbers[1]

1) Psychologie und Sexualität (Der Monismus, 1910, Nr. 51, V. Jahrgang).
2) Selbstbeschuldigung und Selbstbestrafung (1912).
3) Sexualpädagogik und Sexualabstinenz (Zeitschrift „Die Neue Generation", Juliheft 1912).
4) Die Bisexualität als Grundlage der Sexualforschung (Zeitschrift „Die Neue Generation", Februarheft 1913).
5) Temperament und Affekt (1913, Feuilleton, Egon Fleischel u. Co.).
6) Die Freudsche Lehre und ihre Abzweigungen (Zeitschrift für Sexualwissenschaft, 3. Band, 1. Heft, 1916).
7) Die Traumanalyse als Hilfsmittel im Strafverfahren (Deutsche Strafrechtszeitung, Mai—Juni 1917).
8) Der Frauenhaß in Dichtung und Philosophie (Vortrag, 26. Februar 1918).
9) Vom Antifeminismus (Zeitschrift „Die Neue Generation", Juli/August 1917).
10) Neues vom Träumen (Barmer Zeitung, 1919).
11) Zu Psychologie des Falles Otto Weininger (Vortrag in der ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik).
12) Hypnose und Analyse.
13) Neurotische Lesestörungen (1919).
14) Sexualität und Unbewußtes (August 1919).
15) Sexualität und Schuldgefühl (1919, Zeitschrift für Sexualwissenschaft, 5. Band, 10. Heft; nach einem Vortrag in der Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft).
16) Die psychologische Begründung der Kunst nach Schopenhauer (einige psychobiologische Bemerkungen, anknüpfend an Schopenhauer und Freud, Oktober 1919).
17) Vorträge in der „Lessing-Hochschule":
Am 14. Februar 1924 „Über die Freudsche Lehre und ihre Abzweigungen".
Oktober bis Dezember 1925 über die „Psychoanalyse". (Auf Wunsch der Lessing-Hochschule wurde dieser Vortragszyklus wiederholt.)
Januar bis März 1925 über „Physiologie und Psychologie des Sexuallebens".

1) Die Liste ist mir von der Witwe des Verstorbenen gütigst zur Verfügung gestellt worden; sie ist vermutlich nicht vollzählig. C. M.-B.

18) Gleichsinnig mit den in der Lessing-Hochschule gehaltenen Vorträgen das Buch „Die Psychoanalyse“ (erschienen im Ullstein-Verlag in der Sammlung „Wege zum Wissen“, 1924).

19) Sexualsymbolik und Phantasie im Krankheitsgeschehen. (Im Mai 1926 Vortrag in der Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Konstitutionsforschung. Im Druck erschienen im „Archiv für Frauenkunde“, Ende Juli 1927, kurz vor Koerbers Tode.) Koerber hat seine letzten öffentlichen Vorträge gehalten anläßlich des 70. Geburtstages von Prof. Sigmund Freud. (Gesellschaft für Sexualwissenschaft und andere medizinische Gesellschaften, Mai 1926.)

20) „Rund um die Psychoanalyse“ (zum 70. Geburtstag von Sigmund Freud, Kölnische Zeitung).

KORRESPONDENZBLATT
DER
INTERNATIONALEN PSYCHOANALYTISCHEN VEREINIGUNG

Redigiert von Anna Freud, Zentralsekretärin

I

Bericht über den X. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß

Der X. Internationale Psychoanalytische Kongreß fand unter dem Vorsitze von Dr. Max Eitingon (Berlin) vom 1. bis 3. September 1927 in Innsbruck statt. Die Tagung erfreute sich einer regen Beteiligung aus allen Ländern; die Anzahl der Teilnehmer betrug 220, hievon 105 Mitglieder der I. P. V.

Am Vorabend des Kongresses wurden die Teilnehmer von der „Wiener Psychoanalytischen Vereinigung" im Hotel „Tiroler Hof" empfangen und von Dr. Paul Federn auf österreichischem Boden begrüßt. Die Wiener Gruppe bemühte sich auch sonst mit liebenswürdigem Geschick, durch die Veranstaltung gemeinsamer Ausflüge und geselliger Zusammenkünfte den Kongreßteilnehmern den Aufenthalt in Innsbruck abwechslungsreich zu gestalten. — Am Abend des zweiten Kongreßtages fand ein offizielles Festessen statt.

Der mühevollen Leitung des örtlichen Kongreßbureaus haben sich in besonders dankenswerter Weise Fräulein Dr. Salomea Kempner (Berlin) und Herr Dr. Philipp Sarasin (Basel) gewidmet.

Eröffnung des Kongresses

Dr. Eitingon eröffnet den Kongreß am Donnerstag, den 1. September 1927, vormittags 9 Uhr, im Stadtsaal mit folgender Ansprache:

Geehrter Kongreß,

Verehrte Gäste,

Liebe Kollegen und Kolleginnen,

Wenn ich jetzt den X. Psychoanalytischen Kongreß eröffne, tue ich es an Stelle eines Mannes, dem wir auf dem letzten Kongreß die Leitung der Schicksale unserer Bewegung auf lange wieder anvertrauen zu können glaubten, an Stelle unseres

letzten, unvergeßlichen Präsidenten Karl Abraham. Wie ein blühendes Bild wiedergewonnener Gesundheit erschien er nach schwerer Krankheit unter uns in Homburg und kein Freundesauge konnte erkennen, daß er den Todeskeim schon in sich trug.

Gleich nach der Rückkehr vom Kongreß erkrankte er wieder und erlag zu Weihnachten 1925 der Krankheit, mit der er so schwer gerungen hatte. Aus den Totenklagen, die in allen unseren Zweigvereinigungen um ihn angestimmt worden waren, stieg in erstaunlich eindeutiger und gleicher Weise das klare, scharf umrissene Bild dieses einzigen Mannes hervor. Ich brauche es auch Ihnen allen nicht mehr zu zeichnen; die bloße Nennung des Namens Karl Abraham beschwört sein Bild plastisch herauf. Überragend klug, verläßlichst sicher, achtunggebietend tapfer vor dem Gegner und den Freunden treu, ein Führer auf unseren schweren Wegen, wie wir ihn kaum wieder so geeignet finden werden, immer schmerzlicher vermißt von uns, je länger wir ihn entbehren müssen.

Halluzinatorisch deutlich erscheint Karl Abraham allen, die unsere früheren Kongresse besucht haben, wie er schlank, schon früh grauen Haares unter uns wandelte, auf der Rednertribüne immer dann, wenn es galt, neuen, in der Zwischenzeit gereiften Problemen letzte Formung zu geben, meist klassische, endgültige, selten vorläufige und schnell wieder abzutragende. Etwas vom *aëre perennius* wehte aus den wissenschaftlichen Formulierungen des auch innerlich so gefestigten Mannes mit dem bronzenen Antlitz, wie wir ihn auf dem letzten Kongreß gesehen und wie er unauslöschlich in unser aller Gedächtnis leben wird.

Sie kennen alle die lange Kette seiner wissenschaftlichen Arbeiten, die, in konsequentester Weise die Entwicklung unserer wichtigsten Probleme grundlegend fördernd, wie eine hohe Leiter bis zu den Gipfeln des Baues unserer Wissenschaft hinaufreichen. Und darum trifft man Karl Abraham, den Mann wie sein Werk, in jedem Raum der psychoanalytischen Welt, in den unserer Tage Arbeit und unseres psychoanalytischen Denkens Wege führen.

Nicht nur auf der Rednertribüne, mitten unter den Teilnehmern des Kongresses spürten wir ihn unaufhörlich, schon in seiner Ruhe beredt, so oft aber auch durch ein warmes, zündendes Witzwort aufmunternd oder Spannungen wegschaffend, ausgleichend, beruhigend, versöhnend, verbindend; Brücke ist das Symbol dieses Mannes der, fest und konziliant zugleich, getrennte Ufer miteinander zu verbinden wußte, wie nicht leicht einer außer ihm.

Das war es auch, was ihn zum Führer einer Bewegung, die im Laufe ihrer Entwicklung auch Gegensätzliches, Auseinanderdrängendes mit Naturnotwendigkeit aus sich gebären muß, so unvergleichlich geeignet machte. Es war schwer, ihn nicht zu lieben, und so konnte er auch alles zusammenhalten und binden, und das Gebundensein an ihn gab unserem Kreis viel von dessen Festigkeit in Zeiten der Ruhe, wie auch Sicherung gegen zu große Oberflächenspannung in stürmischeren Zeiten.

Darum werden wir ihn immer vermissen, in Phasen der Ruhe, wie in solchen der Spannung. Wo finden wir einen Erben dieser Kraft Karl Abrahams? Einen Weg wies uns die Trauerarbeit selbst: in den Identifizierungen mit ihm müssen wir das zentripetale Streben zum Zusammenhalt finden und Kraft durch Einigkeit.

Wir haben auf diesem Kongresse zum erstenmal Vertreter einer französischen Gruppe unter uns, der neugebildeten Psychoanalytischen Vereinigung von Paris, *et je suis heureux de vous saluer chèrs confrères des pays d'adorable langue française.*

Der diesjährige Kongreß ist ein Jubiläumskongreß. Als X. schließt er eine Dekade von Kongressen ab, die stille, aber immer anwachsende Marksteine eines sich mächtig entwickelnden Weges sind, eines immer unaufhaltsamer werdenden Marsches in die Eroberung des Menschen, in die Humanität hinein. Wenn Salzburg, Nürnberg, Weimar, München, Budapest, Haag, Berlin, Salzburg, Homburg und Innsbruck keine Schlachtennamen Freuds und der Psychoanalyse sind, so waren sie doch immer

Schau des Erreichten und Getanen, Sammlung zu weiterem Aufbruch, und an den müssen wir immer denken.

Unser Meister, den seit dem Berliner Kongreß sein Gesundheitszustand verhindert, an unseren Zusammenkünften teilzunehmen, und dessen gegenwärtiges Befinden uns dennoch die gute Zuversicht gibt, ihn demnächst doch wieder einmal unter uns erscheinen zu sehen, ermahnte uns, als wir am 6. Mai vorigen Jahres mit einigen Freunden ihm Ihre Glückwünsche zu seinem 70. Geburtstag übermitteln durften, in seiner unnachahmlich seherischen Weise den Erfolg, der uns scheinbar beschieden zu werden beginne, und die Anerkennung, die man uns endlich zu zollen sich anschicke, nicht zu überschätzen. Die Widerstände gegen die Analyse seien im Kerne noch riesengroß und die Friedensgeneigtheit der wissenschaftlichen Umwelt mehr oder weniger bewußte Taktik.

Halten wir darum auch an unserer eigenen bisherigen Taktik fest, daran denkend, daß auch mit der siegreich fortschreitenden Psychoanalyse der Friede in absehbarer Zeit nur unter neuen vierzehn Wilson-Punkten geschlossen werden könnte.

Möge also der X. Kongreß in diesem Sinne der erste einer neuen Dekade von psychoanalytischen Kongressen werden, die von neuer Arbeit, von neuem Fortschritt, von neuem Erfolg zeugen sollen.

Bevor wir nun in die erste wissenschaftliche Sitzung eintreten, habe ich Ihnen eine Nachricht zu überbringen, die Sie freuen wird, einen Gruß Freuds an die Versammlung in Form einer kleinen Arbeit, die wir als erste heute zur Verlesung bringen werden. Sie handelt vom Humor, ist eine Ergänzung zu seinem Buch über den Witz und paßt thematisch so bedeutungsvoll schön in die Verhandlungen unseres heutigen Vormittags hinein.

Und nun gute Arbeit!

Hierauf tritt der Kongreß in die wissenschaftlichen Verhandlungen ein.

Erste wissenschaftliche Sitzung

Donnerstag, den 1. September, vormittags:

1) Prof. Dr. Sigm. Freud (Wien): Der Humor

(Vorgelesen von Frl. Anna Freud. Erscheint im nächsten Heft der Imago. Bd. XIV. Heft 1.)

2) Dr. Paul Federn (Wien): Der Narzißmus im Ich-Gefüge

(Erscheint in diesem Heft)

3) Dr. Theodor Reik (Wien): Das ubw. Schuldgefühl als libidinöser Faktor

Das Schuldgefühl ist ein wesentliches psychisches Moment in den Libidovorgängen: es spielt eine bedeutungsvolle Rolle in der sekundären Objektfixierung und in der Libidoregression sowie in der „Klebrigkeit" der Libido überhaupt. Es erhöht in vielen Fällen den Triebgenuß durch die aus der Kinderzeit stammende Bedingung des Verbotes. Der Triebdurchbruch wird nicht nur durch eine Lockerung des Schuldgefühles, sondern auch durch seine latente Mitarbeit befördert. Die Orgie (das Fest) ist ein Triebdurchbruch, dessen Intensität durch das Schuldgefühl mitbestimmt wird. Die Reue ist eine moralische Reaktion, die ihre tiefere Resonanz durch das Wiedergenießen einer verbotenen Aktion in der Erinnerung erhält. Die Religionen befördern

und vertiefen die Sexuallust durch Verbot und Hemmung. Die Verdrängung ist nicht nur durch die Wirkung moralischer Instanzen, sondern auch durch das Festhalten und die Wiederholung verbotener Genüsse charakterisiert. Die Wiederkehr des Verdrängten ist ein psychischer Prozeß, der von dem des Untertauchens des Verdrängenden in das Verdrängte zu unterscheiden ist. In den Endprozessen der Zwangsneurose verschiebt sich das Gebot auf die Ausführung der verbotenen Aktionen. Diese Gesichtspunkte werden auch für die Technik der Psychoanalyse wichtig, weil die durch das Schuldgefühl vertiefte (perverse, phantasierte usw.) Triebbefriedigung schwerer einschränkbar ist als die normale. (*Autoreferat*)

4) Dr. Edward Glover (London): Some Observations on Suicidal Mechanisms

Consideration of the relation between theory and practice in psychoanalysis, illustrated by reference to the problem of suicide. Two points are discussed: *a)* the influence of Ego-psychology on handling of suicidal mechanisms, *b)* the extent to which discussions on the nature of the Super-ego can be correlated with clinical findings. (*Autoreferat*)

5) Dr. Helene Deutsch (Wien): Über Zufriedenheit, Glück und Ekstase

(Erscheint in diesem Heft)

BOSTON PSYCHOPATHIC HOSPITAL LIBRARY

6) Dr. Sándor Radó: Das Problem der Melancholie

(Erscheint in diesem Heft)

7) Dr. K. Landauer (Frankfurt a. M.): Zur Psychologie der Manie

A. Material: Die eingehende Psychoanalyse zweier Manisch-Depressiver im Intervall, bzw. in der Depression, zwei passagère manische Zustände während der Analyse bei einer Angsthysterie, bzw. psychogenen Depression als Widerstands-(Trotz-)Erscheinung.

B. Die Symptome: 1) Heitere Verstimmung. Das Lachen. Die Bedeutung des Wiedererkennens.

2) Bewegungsdrang: Tätigkeitslust, bei stärkeren Graden Bewegungslust. Parallele in früher Kindheit bis zum Peitschreflex.

3) Rededrang, schließlich ausartend zur Wort- und Lautlust. Spucken von Worten, Speicheln: Parallele Zeit der Dentition.

4) Ideenflucht, oberflächliche am Formalen hängende Assoziationen. Ablenkbarkeit und Übererregbarkeit durch aktuelle Reize. Parallele zur Zeit, da das Ich nicht konsolidiert ist und keine starke Objektbindung besteht, also nach der Abstillung und vor der Analzeit.

C. Charakterisierung der Zeit der oralen Exkretion. Oraler Trotz.

D. Verwendung der Manie als Trotzreaktion. (*Autoreferat*)

Zweite wissenschaftliche Sitzung

Donnerstag, den 1. September, nachmittags:

1) Dr. Karen Horney (Berlin): Zur Problematik der monogamen Forderung

(Erscheint in diesem Heft)

2) Dr. E. Jones (London): The Development of Femal Sexuality

Largely on the basis of extensive analyses of five manifest homosexual women an attempt is made to review our knowledge concerning the development of infantile female sexuality, correlating these findings with those of Abraham, Horney, H. Deutsch and Freud. A distinction is made between castration in its narrower sense relating to the penis and its wider sense of total deprivation of sexual pleasure. The latter is the more fundamental conception, though it is constantly expressed among men and often among women in terms of the former. The relative importance of penis-envy and Oedipus guilt is discussed together with the chronological connections between the two.

(*Autoreferat*)

3) Dr. J. Hárnik (Berlin): Die ökonomischen Beziehungen zwischen dem Schuldgefühl und dem weiblichen Narzißmus

In seiner Arbeit „Schicksale des Narzißmus bei Mann und Weib" hat Ref., auf Freud und Ferenczi fußend, den narzißtischen Körperstolz der Frau aus dem Kastrationskomplex (Penismangel) derselben abgeleitet. Eine weitere Fragestellung führt zu dem Problem, wie sich dieses gleichsam aus der psychobiologischen Tiefe geholte Ergebnis zum Ödipuskomplex und zu dem aus seiner Erledigung sich ergebenden strukturellen Aufbau des psychischen Apparates verhält.

Angeregt wurde Ref. zu dieser Fragestellung durch die Beobachtung an einer Frau, die — sonst sehr narzißtisch — auf eine außerordentliche Besserung ihrer vaginalen Empfindungsfähigkeit in der Analyse mit intensivstem Häßlichkeitsgefühl („Häßlichkeitswahn") reagierte. Die Analyse zeigte, daß dieses Ausmaß an Genuß von ihrem Unbewußten (d. h. vom Über-Ich) als „zu viel" beurteilt wurde und führte dieses Schuldgefühl auf inzestuöse Erlebnisse der Pubertätszeit zurück. Daß gerade das Gefühl des Häßlichwerdens zum Ausdruck des Schuldgefühls wurde, das konnte die vertiefte Analyse unmittelbar aus der infantilen Ödipussituation herleiten. Die Mutter war „häßlich", weil sie menstruierte und „sinnlich-schmutzig" war. Konnte das Kind selbst auf die Befriedigung der spezifisch-weiblichen Wünsche verzichten, dann durfte es sich rein, schön, bewunderns-, ja begehrenswert empfinden — und umgekehrt. Diese ökonomische Relation bleibt dann auch maßgebend für die Objektbeziehungen, die sich aus der narzißtischen Libidoposition weiterhin ergeben.

Der aus dem Untergang des Ödipuskomplexes resultierende sekundäre Narzißmus der Frau ist ein Korrelat zu ihrem Männlichkeitskomplex, jedoch ich-gerecht, weil es sich der Grundtendenz des Ichs: in der

Richtung der „Weiblichkeit" zu vereinheitlichen, leichter unterordnet. Gerade dieses Moment zeigt aber, daß der beschriebene Mechanismus sich einer Regression zur tieferen Quelle des weiblichen Narzißmus bedient, die aus dem frühen Penisneid—Peniswunsch entspringt. Die weibliche Eitelkeit gehört also mit zu den von Freud aufgezeigten „psychischen Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschiedes". Andrerseits können diese Ergebnisse als mittelbare Bestätigungen der Freudschen Aufstellung über die Herkunft der Weiblichkeit und des weiblichen Ödipuskomplexes in Anspruch genommen werden. (*Autoreferat*)

4) Dr. Hanns Sachs (Berlin): Die Grundlagen der Charakterbildung

Die Charakterverschiedenheit zwischen Mann und Frau wird dadurch zu erklären gesucht, daß die entscheidende Beeinflussung der Ich-Bildung durch die Libidoentwicklung bei beiden Geschlechtern auf verschiedenen Stufen der Libidoorganisation erfolgt. (*Autoreferat*)

5) Dr. Franz Alexander (Berlin): Der neurotische Charakter, seine Stellung in der Psychopathologie und in der Literatur

Der Begriff der symptomlosen Neurosen. Ihre praktische Bedeutung in der psychoanalytischen Therapie. Schematische Übersicht über das gesamte Gebiet der Psychopathologie auf Grund der dynamischen und topischen Begriffe des seelischen Konfliktes. Einschränkung der Gültigkeit von Schemata in der Psychologie. Beleuchtung der Stellung des neurotischen Charakters zu den Neurosen und zu den anderen psychopathologischen Erscheinungen. Die verschiedenen Formen der neurotischen Charaktere. Der neurotische Charakter als medizinisch-psychologisches Problem. Die Erforschung des n. Ch. als Verbindungsweg zur Bewußtseinspsychologie und zur Psychologie der Gesamtpersönlichkeit. Der n. Ch. als literarisches Problem. Über Balzacs neurotische Typen. Der n. Ch. als Brücke zwischen Literatur und Medizin. (*Autoreferat*)

6) Dr. Wilhelm Reich (Wien): Über Charakteranalyse

I) Begriff der Charakteranalyse: Charakteranalyse hat nichts mit Erziehung, Psychagogik und ähnlichem zu tun. Die Klinik zwingt „Charakterwiderstände" von anderen zu unterscheiden; sie gehen vom Charakter, der Wesensart des Patienten, aus. Die Aufgabe besteht darin, zu zeigen, daß sich die Form der Reaktionen ebenso auf kindliche Erlebnisse zurückführen läßt wie die Inhalte der Symptome; Charakteranalyse ist also eine Analyse der Haltungen, Verhaltungsweisen.

II) Unterschiede zwischen neurotischem Symptom und neurotischem Charakter: Die Unterscheidung von Charakterneurosen und Symptomneurosen ist unwesentlich, denn jede Symptomneurose beruht auf einem neurotischen Charakter. Man kann nur Charakterneurosen mit und solche ohne neurotische Symptome unterscheiden. Der Unterschied zwischen Symptom und neurotischem Charakterzug besteht: *a)* darin, daß der Charakterzug im Gegensatze zum Symptom gut rationalisiert ist; *b)* das Symptom ist

ein Fremdkörper und erweckt daher ein Krankheitsgefühl; der neurotische Charakterzug ist in die Persönlichkeit ganz eingebaut, und daher besteht keine Krankheitseinsicht für ihn. *c)* Das Symptom ist relativ einfach gebaut und kann plötzlich entstehen, der Charakterzug ist ein Resultat der gesamten Vergangenheit und braucht immer viele Jahre zu seiner Ausbildung.

III) Das Wesen des Charakterwiderstandes: Die Wesensart jedes Patienten wird mit der Zeit zum Widerstand. Dieser Charakterwiderstand hat einen bestimmten Sinn und eine bestimmte Herkunft und ist prinzipiell analysierbar, das heißt, aus der Art und Weise, wie der Patient seine Mitteilungen macht, Einfälle bringt, Träume erzählt, kurz, aus dem Wie zu verstehen. Der gleiche Patient bringt die verschiedensten Inhalte stets vom gleichen Charakterwiderstand begleitet, verschiedene Patienten bringen gleiche Inhalte verschieden vor. Beispiele hierzu. Daraus folgt für die Technik, erstens, daß bei allen Fällen das „Wie" ebenso beobachtet werden muß wie das „Was", bei Fällen aber, die in erster Linie Charakteranalyse erfordern, muß die Analyse des „Wie" dem der Inhalte vorangestellt werden. Der Charakterwiderstand muß stets aus der Fülle des Dargebotenen herausgehoben und, so weit er verstanden wurde, gedeutet werden. Das Wesen der Charakteranalyse besteht darin, daß der Charakterzug, von dem der kardinale Widerstand ausgeht, aus dem Niveau der Persönlichkeit herausgehoben, isoliert und objektiviert wird. Dadurch wird er analysierbar. Charakteranalyse ist wie jede Widerstandsanalyse in der Hauptsache eine Leistung des Analytikers.

IV) Einige Details der Charakteranalyse und einige Beispiele für typische Charakterwiderstände.

V) Behandlung der Fragen: *a)* Inwieweit eine Änderung des Charakters in der Analyse nötig ist; Antwort: Insofern der neurotische Charakter eine Grundlage der Symptome bildet und die Liebes- und Leistungsfähigkeit behindert. *b)* In welchem Ausmaße ist eine Änderung zu erzielen? Als Antwort muß auf die vielen Lücken der analytischen Charakterologie hingewiesen werden. Mit den derzeitigen Mitteln gibt es nur quantitative Änderungen. Der Grundzug des Wesens, die persönliche Note, geht nie verloren. (*Autoreferat*)

Dritte wissenschaftliche Sitzung

Samstag, den 3. September, vormittags:

1) Dr. S. Ferenczi (Budapest): Die Beendigung der Analyse

Rückblick auf die Entwicklung der psychoanalytischen Tecknik im allgemeinen. Symptom- und Charakteranalyse. Passivität und Aktivität. Das Problem der Zeitgrenze. Rekonstruktion und Erinnerung. Das quantitative Moment. (Durcharbeiten.) Endausgang der Übertragung und des Widerstandes. Emotions- und Assoziationsfreiheit. Analyse von Patienten und von Schülern.

(*Autoreferat*)

2) Dr. I. Sadger (Wien): Erfolge und Dauer der psychoanalytischen Neurosenbehandlung

Da von maßgebender Seite sehr pessimistische Äußerungen gefallen sind

über Aussichten und Erfolge der psychoanalytischen Behandlung, sei es mir gestattet, auf Grund von mehr als dreißigjähriger Erfahrung meine persönliche Ansicht auszusprechen. Unter „Heilung" ist nicht etwa zu verstehen die Beseitigung aller Krankheitssymptome, was ja zeitweilig auch ohne jedes ärztliche Eingreifen geschehen kann, sondern eine solche Umwandlung, daß die Wiederkehr der Neurose für alle Zeiten unmöglich gemacht wird. Jene ist höchstens als „relative" Heilung zu werten, diese ist eine „absolute" oder ideale Heilung, ohne die Möglichkeit eines Rückfalles. Da auch der normale seine Komplexe hat, so macht eine absolute Heilung beinahe zum Übermenschen.

Sobald der Kranke, wie gewöhnlich, nur über eine beschränkte Zeit, sagen wir von zwei bis drei Monaten, verfügt, kann man nicht mehr erreichen als eine relative Heilung. Geht da der Kranke wie es die Regel, willig mit, so darf man ihm die Beseitigung aller quälenden Krankheitssymptome für längere oder kürzere Zeit versprechen. Freilich gilt dies bloß für die leichteren bis höchstens mittelschweren Fälle. Für alle schweren Fälle jedoch ist von vornherein die absolute Heilung anzustreben, da hier in jener kurzen Frist nicht einmal eine relative zu erreichen ist. Die absolute Heilung aber setzt immer längere Behandlungsdauer voraus.

Wenn ich vor zwanzig Jahren erklärt habe, man müsse alle neurotischen Symptome zurückführen bis in die vier ersten Lebensjahre, nicht selten bis direkt ins allererste, so muß ich jetzt ergänzen: man muß sie verfolgen bis in die Säuglingszeit, ja, gelegentlich sogar bis zum „Trauma der Geburt", sofern man eine absolute Heilung anstrebt. Das ist, wie uns die Praxis lehrte, durchaus möglich, nur darf man sich nicht mit einer Schnellkur von Wochen bis Monaten begnügen. Denn jene Resultate erzielt man nicht eher als im zweiten oder dritten Jahr der Behandlung. Alle Abkürzungsmethoden, die Simmel, Ferenczi, Rank und Stekel vorgeschlagen haben, bewährten sich in der Praxis nicht, das Unbewußte läßt sich eher nicht zwingen.

Das einzige Mittel, die Dauer einer psychoanalytischen Behandlung abzukürzen, ist — sie nicht zu verlängern. Eine jede Gewaltskur wirkt nicht abortiv, sondern ganz im Gegenteil den Widerstand des Patienten steigernd und damit auch die Genesung aufhaltend. Ist doch damit zu rechnen, daß in der Brust eines jeden Neurotikers zwei Seelen wohnen, von denen nur die Verstandesseele die Heilung begehrt, die Gefühlsseele aber sich heftig gegen die Genesung sträubt. Ja, man kann sagen: die wirkliche Bereitwilligkeit des Patienten steht in umgekehrtem Verhältnis zu seinen Beteuerungen.

Langjährige Erfahrung hat in mir die Überzeugung gereift, daß im Allgemeinen die Behandlungsdauer nicht abzukürzen ist, sondern zu verlängern, vorausgesetzt, daß man eine absolute, vollständige Heilung zu erzielen wünscht. Wer von vorneherein gründliche Arbeit macht und die Behandlung wirklich zu Ende führt, wird keinen Grund zum Pessimismus entdecken. Leistet die psychoanalytische Methode in der Behandlung der Neurose doch um vieles mehr als jede andere Therapie, ja, ich möchte behaupten, sie ist die einzige, die da überhaupt etwas leisten kann. Unter günstigen Bedingungen führt sie zur idealen Heilung und selbst eine unvollständige oder mangelhaft durchgeführte Kur ergibt noch immer weit bessere Resultate als sämtliche

übrigen Heilversuche. Drum ist die Methode nicht aufzugeben oder einzuschränken, sondern aufzubauen *saluti et solatio aegrorum.* (*Autoreferat*)

3) Dr. René Laforgue (Paris): Sur le caractère actif où passif de la thérapeutique psychanalytique

La question de la thérapeutique active a soulevé chez nous un vif intérêt et, tout en nous rendant compte que l'expérience nous manquait pour résoudre d'une façon satisfaisante les problèmes qui se posent, nous voudrions vous exposer les idées que le contact avec les faits a fait surgir en nous.

1°) Les problèmes du transfert, tout le monde le sait, ne se résolvent pas toujours comme on le désirerait par l'analyse pure et simple. Dans le transfert, un rôle considérable appartient au conflit psychique: or celui-ci est, suivant les cas, de nature variable. Par le transfert, nous essayons de faire repasser le malade par ce conflit: or, suivant les cas, nous y réussissons plus ou moins parfaitement.

2°) Y a-t-il des conflits centrés autour d'un autre noyau que la situation oedipienne?

3°) Notre impression concernant les repercussions du traumatisme de la naissance sur l'évolution psychique d'un individu.

4°) La question de la fixation d'un terme (Terminsetzung) et notre expérience personnelle en ce qui concerne ce point.

5°) Le facteur personnel de l'analyste. Les obligations que son rôle dans l'analyse lui impose.

Conclusions: La thérapeutique active serait dangereuse, si le psychoanalyste ne l'appliquait pas avec tout le tact que lui impose la situation difficile. Mais, sous cette réserve, il faut penser qu'une attitude franchement active est utile dans les cas difficiles qu'une analyse passive pure n'arriverait pas, à elle seule, à débrouiller et à redresser complétement. (*Autoreferat*)

4) Dr. Ernst Simmel (Berlin): Prinzipielle Gesichtspunkte für die Durchführung der psychoanalytischen Behandlung in der Klinik

Untersuchung über die Frage, wie weit eine Milieuveränderung bzw. eine Milieubeeinflussung für den Analysanden eine Störung, bzw. eine Förderung der psychoanalytischen Therapie bedeutet. Berücksichtigung dabei des prinzipiellen Gesichtspunktes, unter welchen Indikationen eine aktive Regulierung des Verhältnisses der Objektrealität zur psychischen Realität ersprießlich ist. (*Autoreferat*)

5) Melanie Klein (London): Frühstadien des Ödipuskonfliktes

Aus der Tatsache, die ich feststellte, daß der Ödipuskonflikt so viel früher als angenommen wird einsetzt, ergeben sich eine Reihe von Einzelheiten, die das Gesamtbild der Ödipusentwicklung deutlicher hervortreten lassen.

Nach meinen Ergebnissen bereitet die durch die Entwöhnung auferlegte Versagung die Abwendung des Knaben von der oralen Position zur genitalen auf das gleiche Liebesobjekt, die Mutter, die Abwendung des Mädchens von der Mutter zum Vater vor. Ich sehe den Ödipuskomplex anfangs des

zweiten Lebensjahres schon in Wirksamkeit, zugleich aber in der Abwehr gegen diesen auch das Auftreten von Schuldgefühlen, also den Beginn des Über-Ichs. Diese Tatsache scheint mir nicht in Gegensatz zu stehen zu den Aufstellungen Prof. Freuds, nach denen das Über-Ich das Erbe des Ödipuskomplexes ist, mit dessen Untergang die Introjektion der Objekte vollzogen ist. Meine Ergebnisse scheinen mir nur eine Ergänzung in dem Sinne, daß die ganze Ödipusentwicklung und der Ausbau des Über-Ichs schon sehr früh einsetzen und deshalb einen langen Zeitraum in Anspruch nehmen.

Zufolge dieser frühen Wirksamkeit des Ödipuskomplexes gerät dieser weitgehend unter die Herrschaft der oralen und analen Triebregungen, diese selbst aber unter den Druck des mit dem Ödipuskomplex einhergehenden Schuldgefühles. (*Autoreferat*)

6) Anna Freud (Wien): Zur Theorie der Kinderanalyse

Es wird versucht, an Hand von zwei Fällen den spezifischen Begriff der Kinderanalyse und die Existenzberechtigung einer „pädagogischen Einstellung" des Kinderanalytikers zu erläutern. Den Ergebnissen der Referentin nach gleicht die Analyse des Kindes der eines Erwachsenen in theoretischer Beziehung überall dort, wo die ursprüngliche Angst vor der Außenwelt (Angst vor Strafe, Angst vor Liebesverlust) bereits verinnerlicht und vom Über-Ich als Kastrationsangst, Gewissensangst festgehalten wird. Die Kinderanalyse weicht von der des Erwachsenen dort ab, wo das Über-Ich noch kein starres Gebilde geworden, sondern allen Einflüssen aus der Außenwelt noch zugänglich ist. Dort ist die Arbeit, welche die Beziehungen zwischen Ich, Über-Ich und Triebleben verändern soll, dann eine doppelte: einerseits von innen her durch die historische Zurückführung und Zersetzung des Über-Ichs und andererseits gleichzeitig von außen her durch die Schaffung neuer Eindrücke und Erlebnisse in- und außerhalb der Analyse. Für diesen zweiten Teil seiner Aufgabe braucht der Kinderanalytiker die theoretische und praktische pädagogische Kenntnis. Sie ermöglicht ihm, die Erziehungseinflüsse, unter denen das Kind steht, zu durchschauen, zu kritisieren und — wenn es sich als notwendig erweist — den Erziehern des Kindes für die Dauer der Analyse ihre Arbeit aus der Hand zu nehmen, um sie selbst zu verrichten.

(*Autoreferat*)

7) Mary Chadwick (London): Notes upon the Fear of Death

1) Conscious and superficial layer, Guilt.

2) Roots in the child's fear of separation from the Mother, its helplessness and fear she may never return. (Freud.)

3) Hysteria Stage of Fear of Death. (Super-ego combined with 1.) (Freud.)

4) Obsessional Stage of Fear of Death. (Ego in conflict with super-ego, as with the parents, and outside world.)

5) Fear of Death and Wish for Death. (Conflict between the Ego and the outer world, and with the Death Impulse within the Id.)

6) Fear of Death = Wish for Death. (Id stage, Vegetive Nirvana Stage.) Destruction Impulse. (*Autoreferat*)

Vierte wissenschaftliche Sitzung

Sonnabend, den 3. September, nachmittags:

1) Dr. S. Weyl (Rotterdam): Zur Psychologie des Alkoholismus

Kurze Übersicht der psychoanalytischen Literatur des Alkoholismus.

Abgeschlossene Analysen eines Falles von Delirium tremens und eines Falles von Zwangsneurose, welche mit Alkoholsucht abwechselte, bestätigten die bisherigen Einsichten und ergaben neue Einsichten in den Mechanismus der Alkoholsucht.

Der Alkohol wird dazu gebraucht, den Ödipuskonflikt auf der oralen Stufe der Libidoentwicklung zu lösen. Dank seinen chemischen Eigenschaften stellt der Alkohol symbolisch sowohl den Vater als auch die Mutter dar. Der Vater wird auf kannibalistische Weise vernichtet, wobei zu gleicher Zeit eine Identifikation mit ihm stattfindet und von der Mutter durch Introjektion Besitz genommen wird.

Es stellen sich bei diesem Mechanismus weitgehende Übereinstimmungen zwischen Trinksitten, Pubertätsriten und Totemgebräuchen einerseits und der Psychologie der manisch-depressiven Psychose andererseits heraus.

Die Analysen entschleierten den Alkoholrausch als einen partiellen Suicidversuch, der regelmäßig wiederholt wird.

Die Wurzel der politischen Überzeugung vieler früherer Alkoholiker, der Einfluß sozialer Massenbildung und Sportbetätigung auf die Abnahme des Alkoholismus wird klar und verständlich.

Der Zusammenhang zwischen Alkoholsucht und Zwangsneurose wird in der Verarbeitung derselben Konflikte, der Unterschied in den verschiedenen disponierenden Entwicklungsstufen, auf denen die Lösung des Konflikts vor sich geht, gefunden. Der Einfluß der Erblichkeit bei dem Alkoholismus ist viel geringer, der Einfluß des infantilen Milieus und seiner traumatischen Eindrücke um so größer.

Der Alkoholismus ist eine sozial-rituelle Neurose, wobei der Todestrieb und der Wiederholungszwang ihre biologischen Komponenten liefern.

(*Autoreferat*)

2) Dr. Otto Fenichel (Berlin): Über organlibidinöse Begleiterscheinungen der Triebabwehr

I) Gewisse sehr verbreitete leichte Funktionseinschränkungen und Tonusveränderungen der Skelettmuskulatur erweisen sich als von der Triebabwehrtätigkeit des Ichs abhängig. Der Charakter der Verdrängung als Institution zur Abhaltung gewisser Triebhandlungsvorstellungen von der Motilität ermöglicht es, daß der Verdrängungskampf zwischen Trieb und Ich sich in physiologisch-funktionellen Veränderungen der Muskulatur widerspiegelt.

II) In der funktionseingeschränkten Muskulatur ist auch ein Quantum Libido unzweckmäßigerweise gebunden; an Stelle von Handlungen sind Tonusveränderungen, d. h. ins Innere des Körpers gesandte Innervationen getreten.

III) Etwas Analoges gibt es auf Seiten der Sensibilität: Die Daten der Tiefensensibilität können, wie andere innere (und äußere) Wahrnehmungen, unter Umständen durch aktive Abwehrmaßnahmen des Ichs hintangehalten werden. „Entfremdung" von Körpersensationen oder -organen, wie sie in

hysterischen Sensibilitätsstörungen oder in der Frigidität deutlich sind, sind in weniger extremem Maße sehr verbreitet, was für die Ichgestaltung von Bedeutung ist.

Auch dem „entfremdeten" Organ ist nicht immer die libidinöse Besetzung einfach „entzogen" worden. Oft läßt sich zeigen, daß eine Organlibidostauung nur durch ein entsprechendes Quantum Gegenbesetzung an der Manifestation verhindert ist; dann schwinden gerade die libidinös hoch besetzten Organe aus dem Körpergefühl. Lokalisierte „Entfremdungen" scheinen eher der Libidoentziehung, allgemeine „Körperfremdheit" („Verinnerlichung" der Zwangsneurotiker) einer durch Gegenbesetzung gelähmten Libidostauung zu entsprechen.

Der Übergang zwischen „Entfremdung" und „Depersonalisation", bei der auch das „seelische" Körpergefühl durch Sperrung innerer Wahrnehmungen gestört ist, ist ein fließender. Auch hier kommt sowohl einfache Libidoentziehung („Libidoverlust") als auch durch Gegenbesetzung gebundene und erhöhte Libidostauung („Befriedigungsverlust") in Frage.

IV) Muskelkrampf, Körpergefühlveränderungen, Depersonalisationsgefühle können sekundär libidinisiert sein und dann bei masturbatorischen Spielereien Verwendung finden. (*Autoreferat*)

3) Dr. J. M. Eisler (Budapest): Ein neuer Gesichtspunkt in der Traumdeutung

Nicht nur die Schicksale der Libidoentwicklung, auch die der Ichbildungen — „vollständiger Ödipuskomplex" — zählen zu den Inhalten des Unbewußten. Es ist eine der Hauptaufgaben in der analytischen Kur, die letzteren richtig zu erfassen und insbesondere die Ausgestaltung des Über-Ichs im speziellen zu erkennen. Die hiebei gewonnenen klaren Anschauungen sind dann eine feste Stütze der Therapie. An der Hand mehrerer Beispiele wird versucht zu erweisen, daß in den Traummaterialien dieser Prozeß der Ichbildung und die in ihr festgelegte individuelle Richtung sich deutlich widerspiegelt. (*Autoreferat*)

4) Dr. Géza Róheim (Budapest): Die Urheber der Primitiven und die Religion der Andamanesen–Pygmäen

Die neue Richtung in der Ethnologie trachtet alle Ursprungsfragen auf Grundlage des Pygmäenmaterials zu lösen; es soll daher der Versuch gemacht werden, die psa. Methode zur Erforschung dieser Völker heranzuziehen.

Infantilismus der Pygmäen. Die rituellen Verbote im Mittelpunkt von Religion und Mythologie. Erklärung dieser Verbote als verschobene Inzestverbote. Urhordenkampf, Inzest und Kastrationsangst in den Sagen. Vater- und Mutterbedeutung der Gottheit. Über-Ich und Projektion. (*Autoreferat*)

5) Dr. Imre Hermann (Budapest): Betrachtungen im Gebiete der Logik

Die logische Wissenschaft in ihren Tendenzen. — Das formalistische Denken. — Persönlichkeit einzelner Logiker. — Wiederkehr des Verdrängten in den logischen Systemen. — Die intellektuelle Fortsetzung des Totemismus in der Logik. — Begriffsbildung, Verneinung, Evidenz. (*Autoreferat*)

Geschäftliche Vorkonferenz der Funktionäre

Mittwoch, den 31. August, vormittags:

Unter dem Vorsitz von Dr. Eitingon werden alle Punkte der Tagesordnung der geschäftlichen Sitzung eingehend beraten und zur Beschlußfassung vorbereitet.

Sitzung der Internationalen Unterrichtskommission

Mittwoch, den 31. August, nachmittags:

Der Vorsitzende der I. U. K., Dr. M. Eitingon, gibt folgenden Bericht:

Entsprechend dem Auftrage des Homburger Kongresses war es das erste, was der Vorsitzende der dort neu geschaffenen Unterrichtskommission zu tun hatte, die Zweigvereinigungen aufzufordern, Unterrichtsausschüsse zu bilden, sofern solche nicht schon bestanden.

In den drei Gruppen, in denen schon seit längerer Zeit systematisch unterrichtet wurde, in Berlin, Wien und London, hatte es bereits Unterrichtsausschüsse gegeben. Drei weitere Vereinigungen, die Ungarische, die Niederländische und die New Yorker, setzten auf unsere Aufforderung hin solche Ausschüsse ein. Die panamerikanische Gruppe folgte ihnen später.

Für die indische Gruppe kommt die Frage eines systematischen Unterrichts in der Analyse wohl noch nicht in Betracht; unsere russischen Kollegen, mit Dr. Wulff an der Spitze, bemühen sich wacker um die Verbreitung psychoanalytischen Wissens, ohne bisher infolge ihrer schwierigen Lage imstande zu sein, die Ausbildungsfrage in der Psychoanalyse systematisch in die Hand zu nehmen.

Der Unterrichtsausschuß der kleinen ungarischen Gruppe entfaltet eine rege Tätigkeit, hält propagandistische Kurse, wie auch solche zu Ausbildungszwecken und scheint imstande zu sein, dem Bedürfnis nach Ausbildung in der Psychoanalyse im eigenen Lande auch mit eigenen Mitteln zu genügen, was, wie ich glaube, um so anerkennenswerter ist, als ihr Führer und Hauptstreiter seit einem Jahr abwesend gewesen ist und in Amerika eine erstaunliche extensive wie intensive Arbeit für unsere Sache entfaltet hat.

Unsere große New Yorker Zweigorganisation ist wohl infolge der besonders eigenartigen Verhältnisse in ihrem Lande bisher hauptsächlich damit beschäftigt gewesen, die Frage der Zulassungsbedingungen zu regeln, wovon dann später die Rede sein soll.

Aufgabe der Internationalen Unterrichtskommission ist ja, die Ausbildungstätigkeit der einzelnen Zweigvereinigungen möglichst zu vereinheitlichen, ihr neue Impulse zu geben und sie vor allem durch Zusammenfassung der lokalen Unterrichtsausschüsse mit einer sie tragenden Autorität auszustatten. Es ist darum besonders erfreulich gewesen, festzustellen, daß in den drei großen Gruppen, die auch schon eigene Institute besitzen, wie Berlin, Wien und London, die Arbeit auch schon wirklich nach einem sehr weitgehend analogen Plane sich vollzieht. Die Besonderheiten der Verhältnisse der drei genannten Länder treten zurück vor den Ansprüchen, die aus der inneren Struktur unseres Wissenschaftsgebietes und unseres praktischen Tuns fließen und vor der Logik der Versuche unser Wissen und unsere Praxis den Lernenden zu übermitteln. Ich will, bevor ich auf Einzelheiten näher eingehe, die erfreuliche Tatsache unterstreichen, daß jetzt schon unsere drei Institute vikariierend für einander eintreten können und daß eine Ausbildung in London z. B. begonnen, in Wien fortgesetzt und in Berlin abgeschlossen werden kann, wie auch in umgekehrter oder anderer Kombination. Während es unseren Londoner Freunden vor

einigen Jahren noch als eine große Schwierigkeit und augenscheinlich mit der angelsächsischen Freiheit unvereinbar erschien, daß man einen graduierten oder etwa gar mit einem medizinischen Grad versehenen Kandidaten noch auf seine persönliche Eignung hin genauer ansehen und eventuell als für uns unerwünscht abweisen könnte, üben auch sie jetzt eine strenge Zensur bei der Zulassung der Kandidaten aus. Die Frage der Kontrollanalysen, deren Notwendigkeit wir auf dem letzten Kongreß so energisch befürworten zu müssen glaubten, ist ganz einmütig in ihrer großen Bedeutung erkannt worden und hat, anscheinend ohne wesentliche Einschränkung, den ihr gebührenden Platz bekommen. Über ihre Technik wird beim Eingehen in die Details unseres Ausbildungsweges Frau Dr. Deutsch noch sprechen.

Nachdem die Konstituierung der genannten lokalen Unterrichtsausschüsse vollzogen war, wandte ich mich an alle Zweigvereinigungen, resp. an die Unterrichtsausschüsse mit folgenden drei Fragen, die mit Absicht ganz allgemein gefaßt waren: 1) Welche Vorbedingungen erachten Sie für notwendig bei der Zulassung zur Ausbildung namentlich für psychoanalytische Therapeuten? 2) Wie denken Sie sich den gesamten Ausbildungsweg? 3) Was soll mit sonst geeigneten Ausbildungskandidaten geschehen, welche keine Möglichkeit haben, die für die Ausbildung notwendige Zeit aufzuwenden und nur eine Teilstrecke unseres Weges gehen können?

Im wesentlichen waren es die Gruppen, die bereits Unterrichtsausschüsse eingesetzt hatten, die zu allen Fragen Stellung nahmen; die dritte Frage, bezüglich derer, die nicht den ganzen Weg gehen können, müssen wir, wie praktisch dringend sie auch ist, einstweilen zurückstellen, da sie ja doch eine Frage der Ausnahmen ist, bis wir uns auf dieser ersten Konferenz der Internationalen Unterrichtskommission über die beiden grundlegenden Fragen geeinigt haben, über die Frage des Ausbildungsweges im ganzen, der hier in allen seinen drei Etappen von den Kollegen Radó, Sachs und Frau Deutsch behandelt werden soll, und über die der Zulassungsbedingungen, über welche ich Ihnen eine Resolution, die ich bereits den Gruppenvorsitzenden vor einiger Zeit bekanntgegeben habe, vorzulegen mir erlauben werde.

Die Frage der Zulassungsbedingungen, die nach einem eigentümlich aktuell gewordenen und affekterregenden ihrer Probleme inkorrekterweise die Frage der „Laienanalyse" genannt wird, haben wir in allen Gruppen zu diskutieren angeregt und auch in der „Zeitschrift", wie im „Journal" eine schriftliche Diskussion darüber eröffnet, die eifrig benutzt worden ist und, wie wir hoffen, klärend gewirkt und die divergenten Standpunkte einander näher gebracht hat.

Es folgen die Referate von Dr. Radó über den „Aufbau des psychoanalytischen Lehrganges", von Dr. Sachs über die „Lehranalyse" und von Frau Dr. Deutsch über die „Kontrollanalyse". (Werden in einem der nächsten Hefte dieser Zeitschrift *in extenso* veröffentlicht.) Die Diskussion über diese Referate wird auf die nächste Zusammenkunft der Internationalen Unterrichtskommission vertagt.

Dr. Eitingon gibt über die Frage der Zulassungsbedingungen folgenden Bericht:[1]

1) Referent erörtert in obigen Ausführungen in bewußter Einseitigkeit nur jene Momente, die bei der Zulassung von nicht ärztlich Vorgebildeten zur Ausbildung zu psychoanalytischen Therapeuten Einschränkungen erforderlich machen. Es ist ihm selbstverständlich, wie er dies auch schon in seinem Beitrag zur „Laiendiskussion" in dieser Zeitschrift betont hat, daß die Zulassung von „Laien" überhaupt keinerlei Apologie oder Rechtfertigung bedarf; zu groß ist dafür die Bedeutung der „Laien" für die Entwicklung der Psychoanalyse als Wissenschaft, wie auch als Therapie und zu beredt spricht die Geschichte unserer Bewegung für sie.

Eitingon

Ich hatte gehofft, daß man aus unserer Anregung zur Diskussion der Zulassungsbedingungen zur Ausbildung in der Psychoanalyse resp. der sogenannten Laienanalyse verstehen würde, warum wir immer wieder betont haben, daß es sich hier um die Frage der Ausbildung zu psychoanalytischen Therapeuten handelt, also um die Frage der sogenannten medizinischen Laien. Ich ersah leider aus der Diskussion, daß dieser Gesichtspunkt nicht klar erfaßt oder aber jedenfalls in den Ausführungen mancher an der Diskussion Teilnehmenden nicht befolgt worden ist. Eine Laienfrage an sich existiert für uns nicht und Reiks diesbezügliche witzige Bemerkung, daß der Psychoanalyse gegenüber alle Laien sind, die sie nicht erlernt haben, trifft nur eine ziemlich banale Selbstverständlichkeit. Aber warum gibt es für uns keine Laienfrage an sich? Nun, weil eben niemand die reine Psychoanalyse, die Analyse an sich, erlernt. Die Psychoanalyse ist die Grundlage unseres ganzen wissenschaftlichen Denkens und des jeweils bestimmten praktischen Tuns. Wer aber jetzt sich in der Psychoanalyse ausbilden läßt, tut es meist im Hinblick auf ein ganz bestimmtes praktisches Ziel, will sich, wie bisher zumeist, zum psychoanalytischen Therapeuten ausbilden. Auch die Pädagogen beginnen eine systematische Ausbildung für ihre pädagogischen Ziele zu verlangen, und wir müssen uns darauf gefaßt machen, daß in nicht ferner Zeit auch die Juristen für ihre juridischen Zwecke an uns herantreten werden. Der Nachfrage entsprechend beschäftigen wir uns jetzt mit dem Problem der Organisation des Unterrichts in der analytischen Therapie und sind deshalb auf die Frage der medizinischen Laien gestoßen. Es wird bald einmal eine solche der pädagogischen Laien und später auch solche der juridischen und vielleicht auch anderer Laien geben. Soviel zur Klarstellung des Problems. Die Frage: analytische Wissenschaft und Laie, gestatten Sie es mir noch einmal zu bemerken, hat gar keinen greifbaren Sinn und geht immer wieder an dem jeweils wichtigen, springenden Punkte vorbei. Jeder wird die Analyse als Wissenschaft fördern, der für sein Anwendungsgebiet gut ausgerüstet, analytisch gut geschult, die Analyse auch methodisch richtig auf sein Forschungs- und Betätigungsgebiet anwendet. Deshalb hat Referent bei seinen Schlußbemerkungen zur Laienanalysediskussion in der „Zeitschrift“ und im „Journal“ alles scheinbar unberücksichtigt gelassen, was nicht zur Frage Psychoanalyse und Therapie vorgebracht worden ist. Die Frage ist eben für uns eine rein unterrichtstechnische und allein auf die Ausbildung psychoanalytischer Therapeuten orientiert. Wer wird analytisch gut geschult am besten für seine Arbeit an den mannigfaltigen Kranken, mit denen wir es zu tun haben, am besten ausgerüstet sein? Diese Frage ist der Kompaß unseres Tuns. Nach dem psychologischen Apriori der persönlichen Eignung, welche das Persönlichkeits- und Kulturniveau, wie besonders jenes eigentümliche reflektierende Einfühlungsvermögen, das wir mit Freud als das Organ für das Unbewußte bezeichnen, kommt ein erworbenes Prius an Kenntnissen, die unsere analytischen Schulungsversuche nicht selbst geben können, sondern eben voraussetzen müssen. Es scheint mir ungenügend zu sein, nur vom formalen Wert der naturwissenschaftlichen Schulung zu sprechen, sondern es handelt sich einfach um ein Tatsachenwissen, und zwar um ein sehr umfangreiches, in dem, wie von maßgebendster Seite gesagt worden ist, für den Analytiker unentbehrliche Dinge sind, wenn auch nicht wenig überflüssige. Es ist mir unbegreiflich, wie man, von der Überzeugung ausgehend, daß dem Analytiker auch intellektuell nichts Menschliches fremd sein soll, d h., daß man mit allem Wissen um den Menschen ausgestattet sein muß, zu gleicher Zeit die Bedeutung möglichst umfassender Kenntnisse der biologischen Person unterschätzen kann. Ich muß immer wieder darauf hinweisen, daß, wenn wir es auch bei der Psychoanalyse und in ihr mit einem neuen Begriff der Krankheit zu tun haben, es doch der alte Mensch ist, um den es sich handelt mit seiner doppelten, psychophysischen Natur und mit Krankheitsverursachungen wie -abläufen, die von der anderen, der physischen Seite her betrachtet werden müssen. Die Erkenntnistheoretiker mögen verzeihen, aber in praxi finden wir Parallelismus

wie auch komplizierteste Wechselwirkung, wie vor allem Nebeneinanderbestehen beider Verlaufsarten. Es kann keinem Zweifel unterliegen, wer besser ausgerüstet ist. In abgesonderten Provinzen unseres Wirkens gibt's freilich auch rein psychisch Bedingtes, wo auch der nichtärztlich Vorgebildete seine Lücke nicht zu empfinden braucht, und es kann wundervolle Meisterschaft in der Beschränkung blühen. Der ärztlich vorgebildete Analytiker ist unabhängiger, sagte einer der besonnensten unter unseren nichtärztlichen Kollegen. Unabhängiger, fügen wir hinzu, von anderen Schranken als jenen, die einstweilen in den Grenzen unserer Wirksamkeit überhaupt liegen, unabhängiger von Kautelen besonderen Auswählenmüssens der zu behandelnden Fälle und unabhängiger schließlich von dem, was ich die Symbiose des ärztlich nicht vorgebildeten Analytikers mit dem Arzt genannt habe. Wie oft werden die Umstände, die äußeren Verhältnisse, unter denen wir arbeiten, eine solche Abhängigkeit einfach unmöglich machen.

Ich habe es bisher mit Absicht vermieden, mich in dieser praktisch, allzu praktischen Frage auf unseren Meister zu berufen. Freud ist mit Recht auf Letztes und auf größte Ziele eingestellt. Wir aber, denen es obliegt, das von ihm Geschaffene zu hüten und nach Kräften zu mehren, müssen in beruhigender Klarheit über unsere Beweggründe auch Odiöses auf uns nehmen können, den Schein, als verkleinerten wir den Bogen seiner groß gespannten Ziele. Nun, wir, die wir seine Absichten zu verwirklichen streben, würden schlecht realisieren, wenn wir wesentliche Wirklichkeiten außer acht lassen würden.

Ich darf mich übrigens am Schlusse doch vielleicht auf ein Wort von ihm berufen, das, wie nur er allein es kann, den Nagel dieses Problems auf den Kopf trifft. Im „Nachwort zur Frage der Laienanalyse" sagt Freud: „Ich gestehe es zu, so lange die Schulen nicht bestehen, die wir uns für die Heranbildung von Analytikern wünschen, sind die ärztlich vorgebildeten Personen das beste Material für den künftigen Analytiker."

Das, genau das und nichts anderes ist unser Standpunkt, der in der Resolution zum Ausdruck kommt, die ich Ihnen vorzulegen mir erlaube."

Dr. Eitingon unterbreitet dann folgenden Resolutionsantrag:

I) Der Kongreß beauftragt die Unterrichtsausschüsse der Zweigvereinigungen, bei den Ausbildungskandidaten zu psychoanalytischen Therapeuten auf das Vorhandensein, beziehungsweise auf die Erwerbung der vollen ärztlichen Ausbildung Nachdruck zu legen, jedoch keinen Kandidaten einzig aus dem Grunde der fehlenden ärztlichen Qualifikation zurückzuweisen, wenn derselbe eine besondere persönliche Eignung und eine entsprechende wissenschaftliche Vorbildung besitzt.

II) Innerhalb dieser grundsätzlichen Stellungnahme kann jede Zweigvereinigung die Zulassungsbedingungen selbständig festsetzen. Bei der Zulassung landesfremder Kandidaten haben die Unterrichtsausschüsse außer ihren eigenen Bestimmungen jene Bestimmungen zu berücksichtigen, die im Heimatlande des betreffenden Kandidaten in Geltung sind. Über die erfolgte Zulassung eines landesfremden Kandidaten ist der Unterrichtsauschuß seines Heimatlandes zu verständigen. Etwaige Einsprüche sind an die Internationale Unterrichtskommission zu richten.

Dem Referat Dr. Eitingons folgt eine eingehende Diskussion, in der u. a. Drs. van Ophuijsen, Jones, Oberndorf, Reich, Frau Deutsch, Ferenczi, Simmel, Frau Horney, Róheim, Hermann, Sachs, Radó, Rickman sprachen und in der auch verschiedene Abänderungs- und Zusatzanträge eingebracht wurden. Einige Redner (v. Ophuijsen, Frau Horney, Reich) wünschen eine exakte Interpretation der „entsprechenden Vorbildung" der Laienkandidaten; Frau Dr. Deutsch gibt die Anregung, Laienkandidaten mögen auch im Falle einer besonderen beruflichen Eignung zugelassen werden. Dr. Oberndorf

verharrt auf dem Standpunkt, daß die amerikanischen Gruppen angesichts ihrer Landesverhältnisse Laienkandidaten unter keinen Umständen zur Ausbildung (zu Therapeuten) zulassen können. Schließlich wird der Antrag Dr. Oberndorf einstimmig angenommen, der dem Kongreß zu unterbreitenden Resolution der I. U. K. folgende Fassung zu geben:

„Der Kongreß empfiehlt den Unterrichtsausschüssen bei den Ausbildungskandidaten zu psychoanalytischen Therapeuten auf das Vorhandensein, bzw. auf die Erwerbung der vollen ärztlichen Ausbildung Nachdruck zu legen, jedoch keinen Kandidaten einzig aus dem Grunde der fehlenden ärztlichen Qualifikation zurückzuweisen, wenn derselbe eine besondere persönliche Eignung und eine entsprechende wissenschaftliche Vorbildung besitzt."

Dr. Jones stellt den Antrag, diesem Text noch den Punkt 2 des von Dr. Eitingon eingebrachten Resolutionsantrags zuzufügen und nur den ersten Satz dieses Punktes zu streichen. Drs. Radó, Ferenczi, Róheim u. a. machen darauf aufmerksam, daß Punkt 2 der Resolution Eitingon die in Punkt 1 des ursprünglichen Textes enthaltene bindende Regelung der Laienfrage zur Voraussetzung hatte. Da in der angenommenen neuen Fassung von Punkt 1 eine solche nicht mehr enthalten sei, beantragt Dr. Radó, die Beschlußfassung über Punkt 2, also über die Kooperation der Gruppen, zu vertagen. Der Antrag Dr. Radó wird angenommen.

Geschäftliche Sitzung

Freitag, den 2. September, vormittags:

Der Vorsitzende Dr. Eitingon eröffnet die Sitzung und teilt mit, daß von Prof. Freud folgendes Telegramm an den Kongreß eingetroffen ist:

„Dem zehnten Kongreß der Psychoanalytiker dankt der Unterzeichnete aus der ihm aufgedrängten Isolierung herzlich für Begrüßung, wünscht fruchtbare wissenschaftliche Arbeit und drückt Erwartung aus, daß sie aus dem Gefühl der gemeinsamen Aufgabe die Kraft zur Einigung in praktischen Fragen finden werden."

Die Versammlung nimmt die Verlesung mit stürmischem Beifall entgegen. — Das Protokoll des vorigen Kongresses wird genehmigt. — Der Vorsitzende erstattet folgenden Vorstandsbericht:

Liebe Kollegen, bevor wir daran gehen, uns zu vergegenwärtigen, was seit dem letzten Kongreß in unserer Bewegung an Arbeit geschehen ist, müssen wir an das denken, was uns selbst geschehen ist, an die Verluste, die wir erlitten haben und einen Akt kameradschaftlicher Pietät erfüllen. Mehr als sonst in einer Berichtsperiode hat in dieser der Tod von uns Opfer verlangt. Den Reigen eröffnete unser unvergeßlicher und unersetzlicher Präsident, Lehrer und Freund Karl Abraham. Alle, nicht nur die ihm nahestanden, haben ihn gut gekannt, aber auch diese spüren mit Staunen, wie seine Gestalt wächst, was kein Resultat der Entfernung ist, sondern die unmittelbare Empfindung, daß er uns immer wieder und überall fehlt, und wir noch den oder die nicht sehen, die uns seinen Verlust unfühlbarer machen könnten.

Unsere englische Gruppe hat in James Glover eines ihrer bedeutendsten und wirksamsten Mitglieder verloren. Das literarische Denkmal, das ihm Jones in seinem Nachruf mit meisterhafter Feder errichtete, hat auch denen, die ihn nicht gekannt haben, die ganze Größe des Verlustes gezeigt, den wir alle durch das

Abreißen des Lebensfadens dieses so tief angelegten und schöpferischen Menschen erlitten haben. Unsere holländische Tochtervereinigung hat zwei rasch aufeinanderfolgende Todesfälle zu beklagen, sie verlor Meyer, eines der ältesten Mitglieder und langjährigen Sekretär der Vereinigung und bald darauf auch den Kollegen van der Chys, dem unsere bisherigen Kongresse und unsere Literatur einige sehr interessante und anregende Beiträge verdankt.

In New York ist Kollege Polon, einer der vielversprechenden unter den jüngeren Mitgliedern, gestorben, und vor einigen Wochen verloren wir in Berlin den Kollegen Koerber, der zu den Mitbegründern der Berliner Gruppe gehört hatte, einen unendlich gütigen und liebenswürdigen Menschen, der nach langer psychotherapeutischer Vergangenheit auch die Psychoanalyse in sein reichverzweigtes ärztliches und humanitäres Tun aufnahm.

Ehren wir dankend durch Aufstehen das Andenken der toten Kollegen.

Das Leben bietet auch freundliche Aspekte. Ich freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß Dr. van Emden, der treueste Besucher unserer Kongresse, den viele von uns sehr ungern jetzt vermissen und dessen schwere Erkrankung uns Sorge gemacht hatte, sich auf dem Wege völliger Wiederherstellung befindet.

Die Zahl der Mitglieder der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung ist in stetigem Steigen begriffen; während sie auf dem Berliner Kongreß 239 betrug, auf dem Salzburger 263, auf dem Homburger etwas über 300, beträgt sie jetzt 360, in Wirklichkeit noch mehr, weil die neugebildete französische Gruppe, die die Zentralleitung inzwischen interimistisch aufgenommen hat, welche Aufnahme Sie jetzt zu sanktionieren haben werden, nicht mitgezählt ist, ferner hat sich eine neue amerikanische Gruppe in Washington gebildet, deren Aufnahme Ihnen ebenfalls beantragt werden wird.

Aus den regelmäßigen Berichten im „Korrespondenzblatt" konnten Sie ersehen, was für ein reges Leben in einzelnen Gruppen geherrscht hat. Die Schaffung der Internationalen Unterrichtskommission hat den didaktischen Bemühungen neue Impulse zu geben versucht, und im Zusammenhang mit den Unterrichtsfragen ist, wie Sie wissen, ein altes Problem, das dringend der Klärung bedurfte, die sogenannte „Laienanalyse", lebhaftest in allen Vereinigungen diskutiert worden.

Ein neues Land tritt jetzt mit einer ersten psychoanalytischen Gesellschaft in den Verband unserer Zweigvereinigungen ein, Frankreich. Genau vor 40 Jahren empfing dort unser Meister durch Charcot die ersten Eindrücke von der Psychogenie der Neurosen und jetzt ist in Paris eine kleine, aber sehr vielversprechende psychoanalytische Gruppe erwachsen, die sofort auch mit einem eigenen Publikationsorgan auf den Plan getreten ist. Die Ihnen allen bekannten Kollegen Laforgue und Sokolnitzka und die Frau Prinzessin Marie von Griechenland haben nach langer beharrlicher Vorbereitung unter der wackeren Mitwirkung der beiden Genfer Odier und de Saussure wie auch des von Berlin nach Paris übersiedelten Dr. Löwenstein einen kleinen Kreis von in Paris bereits geschulten Analytikern gesammelt, der ein deutlicher Kristallisationskern zu werden beginnt.

In den Ländern der älteren psychoanalytischen Vereinigungen macht die Psychoanalyse, wie schon das Steigen unserer Mitgliederzahl beweist, stetige Fortschritte. Stellenweise scheint der modische Lärm, der um die Psychoanalyse herrschte, stiller geworden zu sein, und das ist gut, denn Moden sind nicht nur laut, sondern auch kurzlebig. Das Verhalten uns gegenüber wird, trotz Fortbestehens der alten Widerstände, doch sichtlich ernsthafter; bitte um Verzeihung, wenn das wie eine Zensur klingt, dafür ist gerade unsere deutsche wissenschaftliche Öffentlichkeit das beste Beispiel. Nicht nur zwei psychotherapeutische Kongresse, sondern auch ein Internistenkongreß hat sich eingehend mit der Psychoanalyse beschäftigt. Wir wissen dies als Symptome einer Wendung zu werten und hüten uns, diese Anzeichen zu überschätzen. Daß andererseits vor ganz kurzem wieder ein sehr namhafter deutscher

Arzt, nicht Psychiater und nicht Neurologe, bei einem nun wirklich nicht sehr ernsthaften Versuch, sich mit der Analyse auseinanderzusetzen, sich, wenn auch nicht die Finger, so doch seinen wissenschaftlichen Ruf sehr verbrannt hat, hat uns lebhaft an vergangene Zeiten erinnert.

In Rußland, einem an sich älteren Land des analytischen Interesses, ist der Kreis, der um die Psychoanalyse sich tiefer bemühte, gewachsen und unsere dortigen Kollegen arbeiten begreiflicherweise unter sehr schweren Bedingungen. Ich erlaube mir, Ihnen in unser aller Namen unsere tiefe Sympathie auszusprechen.

Auf dem ewig jungfräulichen Boden Amerikas, mit seiner großen Empfänglichkeit für alles Neue und Neueste, ist es unseren dortigen Kollegen gerade deshalb schwer, die Sorge um die Garantie für eine stetige Vertiefung des psychoanalytischen Wissens und Könnens in die eigenen Hände zu nehmen.

In den Ländern, die eigene analytische Lehrinstitute haben, — wie außer Deutschland und Österreich jetzt auch England, dessen Lehrinstitut zu unserer großen Freude gerade am 70. Geburtstag von Prof. Freud, am 6. Mai 1926 eröffnet worden ist, — wird die Hauptwirksamkeit immer mehr von diesen ausgehen und begreiflicherweise ist es die jüngere Generation meist, die gebieterisch nach Vermittlung von analytischen Kenntnissen verlangt, die sie auf den Schulen noch immer nicht, jedenfalls aber nicht in der richtigen Weise bekommt. Eine Ausnahme scheint darin Ungarn zu bilden, deren Jugend konservativer zu sein scheint. Nun, wir Analytiker wissen ja, daß vor Regressionen wohl keine Altersstufe geschützt ist.

In Italien hat sich um unsere bewährten Kollegen Levi-Bianchini und Edoardo Weiß eine Anzahl von Ärzten und Gelehrten, die sich für die Psychoanalyse interessiert, geschart, eine Art psychoanalytischer Arbeitsgemeinschaft, aus der später einmal eine Gruppe hervorgehen könnte! In Siebenbürgen in Neu-Rumänien arbeitet eine kleine Gruppe praktisch und wissenschaftlich in der Psychoanalyse.

Daß die Berliner Psychoanalytische Vereinigung sich Anfang 1926 in die Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft umgewandelt hat, dürfte Ihnen bekannt sein; sie besitzt zwei lokale Arbeitsgemeinschaften, die ältere in Leipzig, die von Frau Dr. Benedek daselbst geführt wird. Eine jüngere hat sich in diesem Jahre unter der Leitung von Dr. Landauer und Frau Dr. Happel in Frankfurt a. M. konstituiert.

Wir hatten vom letzten Kongreß die diskrete Weisung bekommen, Herrn Professor Freud zum 70. Geburtstage die Glückwünsche der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung in entsprechender Weise darzubringen. Wir entledigten uns dieses Auftrages in der Weise, daß wir unter unseren Mitgliedern einen Jubiläumsfonds sammelten und ihn am 6. Mai vergangenen Jahres unserem Meister für psychoanalytische Zwecke überreichten. Er hat Ihnen allen sehr gedankt und bat, Ihnen zu bestellen, daß er bis zum 80. keine Geburtstage mehr habe, auf keinen Fall aber vor dem 75. Wir versprachen, es Ihnen auszurichten, nahmen es aber auch von seiner Seite als Versprechen, uns noch recht oft Gelegenheit zu geben, ihm in Freude für alles zu danken, was wir ihm schulden."

Hierauf erstatteten die Vorsitzenden einiger Zweigvereinigungen kurze Berichte: Dr. Federn erzählt, daß in Wien die wissenschaftliche Tätigkeit außer auf den Sitzungen der Vereinigung auch auf der Tätigkeit des von Dr. Reich geleiteten „therapeutischen Seminars" und des Literatur referierenden sogenannten „Kinderseminars" beruht; außerdem nimmt auch Professor Freud an der Arbeit wieder persönlich führend Anteil, indem allmonatlich in seiner Wohnung wissenschaftliche Sitzungen als „erweiterte Vorstandssitzungen" stattfinden. — Auch in London teilt sich, nach dem Bericht von Dr. Jones, die Arbeit in die wissenschaftliche Tätigkeit der Vereinigung und in die Ausbildungs-, Propaganda-, Publikations- und Übersetzungstätigkeit des Institutes.

— Dr. Oberndorf berichtet, daß auch in New York neben der wissenschaftlichen Forschungstätigkeit die Ausbildungs- und Unterrichtstätigkeit eifrig betrieben wird. — Dr. Simmel rechtfertigt die Umwandlung der „Berliner Psychoanalytischen Vereinigung" in eine „Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft", erzählt über die Tätigkeit der lokalen Arbeitsgemeinschaften in Leipzig und Frankfurt a. M. und berichtet über die von der deutschen Gesellschaft veranstaltete Feier zum 70. Geburtstag von Professor Freud. — Dr. Landauer ergänzt die Ausführungen durch Bericht über die psychoanalytische Propagandatätigkeit in Süddeutschland (Sitzungen in Frankfurt a. M., pädagogische Tagung in Stuttgart, Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik). — Nach Dr. Ferenczi ist in Ungarn der äußerliche Fortschritt zwar gering, der innere aber um so intensiver.

Der Zentralkassenwart Dr. Müller-Braunschweig erstattet den Kassenbericht:

Das Vermögen der Internationalen Vereinigung betrug nach dem Homburger Kongreß 2030 Mark, Ende 1926 3170 Mark, jetzt 4297 Mark. Davon sind die noch nicht berechneten Kosten des gegenwärtigen Kongresses abzuziehen, so daß der Bestand etwa 3500 Mark betragen wird. Von 1590 Mark Ausgaben wurden 1280 Mark für den Druck des „Korrespondenzblattes" ausgegeben, der Rest zerteilt sich auf Unkosten der Zentralleitung, besonders für den Vollzug letzter Pflichten gegenüber verstorbenen Mitgliedern. — Alle Gruppen haben ihre Beiträge abgeführt bis auf die russische, die die Beiträge zwar ebenfalls einkassiert hat, aber äußerlicher Schwierigkeiten wegen sie noch nicht hat abliefern können. — Die ungarische Gruppe, die früher geringere Beiträge bezahlt hatte, zahlt ebenfalls bereits Beiträge der gleichen Höhe wie alle anderen Gruppen, nämlich 2 Dollar per Kopf. — Der Mitgliedsbeitrag, den jedes Mitglied zu entrichten hat, setzt sich nun überall aus drei Teilen zusammen: a) Der Beitrag an die Internationale Vereinigung. b) Der Beitrag an die Zweigvereinigung. c) Der Betrag für das obligatorische Abonnement der Zeitschriften.

Der Bericht wird genehmigt.

Frau Dr. Helene Deutsch gibt über das „Lehrinstitut der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung" folgenden Bericht:

Das Wiener Psychoanalytische Lehrinstitut meint auf eine erfolgreiche Tätigkeit in den letzten zwei Jahren zurückschauen zu können. Man kann sagen, daß Vieles sich hier bereits automatisiert hat, so daß die ganze Arbeitsenergie, die in den Anfangsstadien der Bekämpfung der äußeren und inneren Schwierigkeiten und den organisatorischen Leistungen gewidmet war, sich jetzt nun gänzlich dem eigentlichen Ziele des Lehrens zuwenden kann.

Da das Lehrinstitut bereits zweieinhalb Jahre in Funktion ist, waren wir in der Lage, jetzt die ersten fünf Schüler als vollausgebildet zu entlassen. Von diesen fünf Schülern sind drei Ärzte und zwei „Laien".

Außer diesen fünf befinden sich derzeit am L. I. 20 Schüler in verschiedenen Ausbildungsstadien.

Von den 20 sind drei Ausländer, die übrigen Inländer. In dieser Schülerzahl ist das Verhältnis der Ärzte zu Laien 17:3. Dieses Zahlenverhältnis entstand nicht aus Tendenzen des L. I. Die drei nichtärztlichen Schüler stehen in Berufen, die ihr Interesse für Analyse besonders wünschenswert erscheinen lassen, und zwar in pädagogischer oder sozialer Tätigkeit.

Die Zahl der Vorgemerkten, die noch nicht in die Ausbildung aufgenommen werden konnten, beträgt jetzt acht. Ich möchte hier bemerken, daß das weitaus größte Kontingent der Kandidaten sich aus jungen, psychiatrisch interessierten Ärzten rekrutiert. Das, was sich bei uns bereits als Ausbildungsweg nach der Selbstanalyse

konsolidiert hat, ist vor allem die gut organisierte praktische Arbeit unter Kontrolle des Lehrinstituts. Ebenso hat sich die Form der theoretischen Ausbildung bewährt. Neben den sogenannten „obligatorischen Kursen" haben sich gewisse Formen der Seminare und Kurse so gut eingeführt, daß sie bereits ständig gehalten werden und sich andauernd eines großen Zuspruches erfreuen. Die obligatorischen Kurse, die die elementare theoretische Grundlage der Schüler darstellen, werden nach Bedarf wiederholt, d. h. immer dann, wenn eine Anzahl von Schülern den ersten Grad der Ausbildung, die Selbstanalyse, beendigt hat. So wird ein solcher Zyklus, wie Sie unserem Programm entnehmen können, im Herbst zum zweitenmal seit der Gründung des L. I. wiederholt.

Ich glaube, daß es nicht aus Familiennarzißmus geschieht, wenn ich berichte, daß das Erfreulichste an unserer Ausbildungsstätte eine große Arbeitsfreude und wirkliches „Zusammenlernen" der Kandidaten ist. Sämtliche Kurs- und Diskussionsabende sind bei uns immer von den Schülern vollzählig besucht, ja, man kann sogar sagen, daß die Libido der älteren Analytiker (der Lehrer) durch diesen außerordentlichen Eifer der Jugend nicht zum Erlahmen kommt.

Derselbe Eifer wird auch in dem Wunsch nach Kontrolle bewiesen; es kann sich der Kontrollanalytiker auch nicht vorübergehend der übernommenen Verpflichtung entziehen, so sehr steht er unter Kontrolle des eifrigen Kontrollierten. Gerade hier scheint sich allmählich eine Klarheit durch Erfahrung herzustellen, so daß uns die Wahl der Fälle, die Technik der Kontrolle usw. immer sicherer und dadurch einfacher wird.

Das L. I. hatte im letzten Jahre seine Tätigkeit auch mehr der Propaganda zugewendet als vorher. Ein im Rahmen des Institutes abgehaltener Kurszyklus für Pädagogen, den Frl. Freud, Fr. Schaxel, Dir. Aichhorn und Dr. Hoffer abgehalten haben, hatte einen großen Anklang eben in diesen Kreisen gefunden, die für Psychoanalyse von besonderer Wichtigkeit sind, d. s. Pädagogen, Fürsorgerinnen, Pflegerinnen usw. Die propagatorische Tätigkeit, die im vorigen Jahre außerhalb des L. I. geleistet wurde, hat für das nächste Jahr auch das L. I. übernommen, indem die (von Dr. Federn, Dr. Reich und Dr. Wälder) im Verein für medizinische Psychologie gelesenen Kurse am L. I. abgehalten werden und so die medizinische Studentenschaft, die noch der Psychoanalyse ferne steht, in eine Verbindung mit dem Lehrinstitut gebracht wird.

Ich möchte am Schluß eine Bemerkung machen, die auch als Anregung dienen soll. Unsere Institute sind alle auf denselben Ideen aufgebaut, haben in wichtigsten Punkten dasselbe Programm. Der internationale Charakter dieser Institute hat sich noch nicht kundgegeben. Es wäre von großem Vorteil, wenn durch den Austausch der Schüler diese Internationalität der Ausbildung ihren Ausdruck bekommen würde. Durch die Gliederung der Ausbildung in Selbstanalyse — theoretisches Lernen und praktische Ausbildung, würde sich dieser Kontakt leicht herstellen lassen dadurch, daß z. B. fallweise die Selbstanalyse an einem Institute, das weitere an einem anderen gemacht wird. Dies ließe sich leichter durchführen, wie der Austausch der Lehrer, die an ihre Arbeitsstätte mehr gebunden sind. Was ich an Zukunftsplänen des Lehrinstitutes verraten könnte, hoffe ich beim nächsten Kongreß als vollzogene Leistung berichten zu können.

Dr. Jones berichtet über die Arbeit des Londoner Instituts:

Durch die Großmut des Herrn Prynce Hopkins vermochte das Institut für Psychoanalyse im vergangenen Jahre die so dringend benötigte Klinik zu eröffnen. Offiziell wurde die Londoner Klinik für Psychoanalye, W. I, Gloucester Place 36, zwar bereits am siebzigsten Geburtstage Professor Freuds, dem 6. Mai 1926, mit einem Patienten eröffnet, aber durch verschiedene Umbauten verzögerte sich die volle Aufnahme der Arbeit bis zum Herbst des gleichen Jahres. Unser Bericht stützt sich also

bloß auf eine Wirksamkeit von neun Monaten. Der Ärztekörper, den das Institut für Psychoanalyse in seiner Sitzung am 28. September 1926 ernannte, setzt sich folgendermaßen zusammen: Direktor Dr. Ernest Jones; stellvertretender Direktor: Dr. Edward Glover; Ärzte: Drs. Bryan, E. M. Cole, Eder, Herford, Inman, Sylvia Payne, Rickman, Riggall und Stoddart.

Man beschloß, daß sich der Ärztekörper künftig nach eigenen Vorschlägen ergänzen sollte. Die Direktoren wurden ermächtigt, klinische Assistenten anzustellen, die unter ihrer Leitung Analysen ausführen dürfen. Bisher haben sie folgende Herren berufen: Drs. Brierley, Warburton Brown, Franklin, Penrose, A. Stephen, Weber und Wilson. Mit diesem Mitarbeiterstab sind wir in der Lage, täglich fünfundzwanzig Patienten zu behandeln.

Die Klinik ist für Neuaufnahmen einmal wöchentlich geöffnet, und in den vergangenen neun Monaten haben gerade hundert Konsultationen stattgefunden. Fünfundneunzig dieser Fälle erwiesen sich für psychoanalytische Behandlung geeignet. Eine Mitteilung über die verschiedenen Zustände, an denen die Patienten litten, soll in dem ersten vollständigen Bericht der Klinik erfolgen.

Bis heute haben sich einundvierzig Patienten der Behandlung in der Klinik unterzogen. Sieben davon brachen die Behandlung bereits im Laufe des ersten Monats ab, acht zu einem späteren Zeitpunkt. Es ist natürlich noch zu früh, um schon positive Resultate berichten zu können, immerhin sind drei Patienten, die bereits vor der Eröffnung der Klinik mit der Behandlung begonnen hatten, bereits geheilt und eine Reihe von anderen erheblich gebessert.

Die Vorlesungen, die unter der Leitung des Instituts für Psychoanalyse abgehalten werden, finden in der Klinik statt. Im vergangenen Jahr wurden vier Kurse gelesen: *1)* J. C. Flügel, Das Unbewußte; 2) Edward Glover, Die Technik der Psychoanalyse; *3)* James Glover, Die Psychopathologie der Angstzustände, Phobien und Zwangsvorstellungen; *4)* Ernest Jones, Die Theorie der Sexualität. Man ist dahin übereingekommen, daß die reguläre Ausbildung der künftigen Psychoanalytiker acht Vorlesungskurse umfassen solle, die sich über zwei Jahre erstrecken; die Kandidaten besuchen sie größtenteils erst nach erfolgtem Abschluß ihrer eigenen Analyse. Die Ausbildungskurse umfassen folgende Gegenstände: *1)* Das Unbewußte; 2) Traumdeutung; *3)* Theorie der Sexualität; *4)* Neurosen; *5)* Technik; *6)* Kinderanalysen; 7) Psychiatrie; *8)* Geistige Entwicklung der Rasse. Gleichzeitig führen die Kandidaten „Kontrollanalysen" aus. Gegenwärtig sind zehn solcher im Gange, die von den Herren Bryan, Edward Glover, Ernest Jones und Rickman beaufsichtigt werden.

Alle Sitzungen der Britischen Psychoanalytischen Gesellschaft finden in dem Gebäude der Klinik statt, wo auch ihre Bibliothek dauernd untergebracht ist. Der Ärztestab der Klinik tritt vierteljährlich zusammen, um die Arbeitseinteilung usw. miteinander zu besprechen.

Ich bin in der glücklichen Lage, berichten zu können, daß der ganze klinische Apparat bisher in erster Linie dank der Energie und Hingabe des Sekretärs des Instituts, Dr. Rickman, reibungslos und erfolgreich gearbeitet hat. Kurzum, wir können mit unseren verheißungsvollen Anfängen zufrieden sein.

Über das „Berliner Psychoanalytische Institut" gibt Dr. Eitingon folgenden Bericht:

Nach dem kurzen Bericht über unser Institut auf dem Homburger Kongreß habe ich dieses Mal nur schwer der Versuchung widerstehen können, Ihnen eine genauere Statistik über Erfolge und Dauer unserer Arbeit, wie auch eine ausführlichere Schilderung des Verhältnisses dieser beiden Momente in unserer Therapie zu bringen, wobei ich mich jetzt auf das größere Beobachtungsmaterial einer längeren Berichtsperiode stützen könnte.

Aber mich seit langem mit der Idee tragend, einmal in eingehenderer Darstellung

von unserem Institut zu handeln und in letzter Zeit von anderen Aufgaben unserer Bewegung sehr in Anspruch genommen, verzichtete ich hier darauf und möchte mich auch jetzt nur wieder kurz fassen.

In der Zeit vom April 1924 bis Juli 1927 haben im ganzen 831 bei der Analyse Hilfesuchende unser Institut aufgesucht, wovon 264 in Analyse genommen und behandelt worden sind. Auf Grund dieses auch größeren Ansprüchen genügen könnendes Materials darf ich mir wohl zusammenfassend auszusprechen erlauben, was den Erfahreneren unter uns schon längst bekannt ist, daß die Erfolge unserer therapeutischen Bemühungen den Vergleich mit denen anderer, mit großem Apparat an schweren chronischen Krankheiten unternommenen Heilbestrebungen, z. B. bei der Tuberkulose, aushalten und günstig bei diesem Vergleich abschneiden. Zu der von ihnen beanspruchten Behandlungsdauer stehen unsere Erfolge in einem einfachen, geraden und progressiven Verhältnis, d. h. je umfänglicher und tiefer greifend der Erfolg, um so länger die Dauer. Auf dem Hintergrunde unserer so ausgedehnten, von verschiedenen Analytikerindividualitäten, zu einem großen Teil von alterfahrenen Praktikern gewonnenen Resultate erscheinen uns alle superklugen, ihre Vernachlässigung der Logik der vorliegenden pathologischen Prozesse mehr oder weniger geschickt rationalisierenden Abkürzungsversuche als das, was sie in Wirklichkeit sind, als konstruktive, ephemere und, weil schließlich wirkungslos, durch nichts zu rechtfertigende Gewaltsamkeit.

Die Zusammensetzung unserer Mitarbeiterschaft hat sich nur wenig verändert. Herrn Dr. Löwenstein haben wir sehr ungern nach Paris gehen sehen. Der an seine Stelle getretene Dr. A. Groß ist im Frühjahr dieses Jahres an die vom Kollegen Simmel ins Leben gerufene Psychoanalytische Klinik, Sanatorium Schloß Tegel, übergegangen; die von ihm gelassene Lücke hat Dr. Witt ausgefüllt.

Der alten, starken therapeutischen Tradition unseres Institutes entsprechend, liegt bei uns nach wie vor ein sehr wesentlicher Akzent auf den therapeutischen Leistungen, trotzdem in immer größerem Ausmaße die Kräfte unserer Mitarbeiter durch den Ausbau unserer Unterrichtsaufgaben in Anspruch genommen werden. Auch in dieser Berichtsperiode sind laufend etwa 85 Analysen nebeneinander gemacht worden. Darf ich Sie bitten, sich wieder einmal zu vergegenwärtigen, welche Summe von Wochenarbeitsstunden das ergibt, wenn unsere Institutspatienten durchschnittlich zirka vier Stunden wöchentlich bekommen. An der Bewältigung dieser großen Aufgabe beteiligten sich neben dem Referenten und sieben Assistenten des Instituts, etwa zehn unserer älteren Schüler, sowie 16 bis 18 Mitglieder unserer Psychoanalytischen Gesellschaft. Ihnen allen bin ich für ihre stets unermüdliche Opferwilligkeit zu größtem Danke verpflichtet.

In unserer didaktischen Tätigkeit galt es den Aufbau unserer theoretischen Unterweisungen zu revidieren, vor allem aber die Möglichkeiten der praktischen Ausbildung auszubauen; die Kontrollanalysen haben bei uns ja seit längerer Zeit volles Bürgerrecht. Um die Klärung der Technik dieses Unterrichtszweiges bemühen sich die ihm Obliegenden. Vieles ist und muß ja natürlich noch im Flusse sein, wie auch in der didaktischen Technik der Lehranalyse. In der Internationalen Unterrichtskommission haben wir ja eine Stelle geschaffen, die sich mit diesen Problemen zu befassen und die Erfahrungen der einzelnen in Einklang zu bringen hat. Nach längerem Tasten glauben wir in Berlin auch mit einem technischen Seminar sehr gute Erfahrungen zu machen, das für alle unsere fortgeschrittenen Schüler obligatorisch ist, und an dem fakultativ auch die jüngeren Mitglieder unserer Vereinigung anscheinend gern und jedenfalls mit gutem Erfolg für die anderen (die Schüler), wie auch für sich selbst, teilnehmen.

Über die Kurse und sonstigen Veranstaltungen unseres Institutes sind Sie durch unsere laufenden Ankündigungen im „Korrespondenzblatt“ regelmäßig unterrichtet worden.

Dr. Hitschmann berichtet über das in Wien aus äußeren Gründen vom Lehrinstitut getrennte „Ambulatorium der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung“:

Das Wiener Ambulatorium ist bereits im sechsten Jahre seines Betriebes und zeigt weiter eine so bedeutende Frequenz, daß eine große Anzahl dringend Behandlungsbedürftiger abgewiesen werden muß. Wir haben außer einem Assistenten zwei Sekundarärzte für halbtägige Arbeit angestellt, und ein dritter im gleichen Umfang arbeitender Arzt bezieht eine Remuneration. Noch leiden wir unter der Beschränktheit der Räume, die wir nur nachmittags benützen können.

Die durch die Ausbildungskandidaten zunehmende Zahl von Mitarbeitern drängt nach Vermehrung der Räumlichkeiten, der Andrang von Patienten überdies zur Vermehrung der angestellten Ärzte, beides zu ganztägiger Arbeit. Wir hoffen dieses Ziel, gestützt auf die generöse Geldspende, die uns Herr Prof. Freud aus seiner Geburtstagsstiftung zukommen ließ, sowie auf aus Amerika eingelangten Geschenke bald zu erreichen. — Während der Unterricht der Schüler des Lehrinstitutes außerhalb der Kompetenz des Ambulatoriums liegt, hält das Ambulatorium doch an seinen kasuistischen Referierabenden fest. Dieselben wurden — ein Verdienst des Assistenten Dr. Reich — zu überaus gut besuchten und intensiv arbeitenden technisch-therapeutischen Seminarabenden ausgestaltet, aus denen auch wertvolle Publikationen hervorgehen. Aus den Schwierigkeiten der Anfänger kann man deutlich genug das Bedürfnis nach Belehrung in individualisierender und detaillierter Technik erkennen: eben diesem Bedürfnis sind diese technischen Abende angepaßt, an denen nicht nur die Schüler, sondern fast alle Mitglieder der Vereinigung mitarbeiten.

Von einer Statistik der Behandlungsresultate sehe ich hier ab und berichte nur, daß etwa 40 bis 50 Fälle täglich in Behandlung stehen.

A. J. Storfer erstattet einen kurzen Bericht über die Tätigkeit des Internationalen Psychoanalytischen Verlags und stellt fest, daß das zunehmende Interesse für die Psychoanalyse sich deutlich im erhöhten Bücherabsatz widerspiegelt. Im besonderen muß auf die Zunahme des Interesses in Kreisen von Lehrern und Erziehern hingewiesen werden; der „Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik“ arbeitet in einer administrativen Symbiose mit dem „Internationalen Psychoanalytischen Verlag“ zusammen.

Dr. Rickman berichtet über die Tätigkeit der „Psychoanalytical Press“ in London:

Werke von Freud und Ferenczi wurden neu übersetzt, die „Collected papers“ von Freud weiter herausgegeben, ein Register sämtlicher psychoanalytischer Publikationen wird vorbereitet. Der Redner richtet an alle deutschen Autoren, die ins Englische übersetzt werden wollen, die Bitte, sich noch vor der Ausführung der englischen Übersetzung mit der „Press“ in Verbindung zu setzen.

Dr. Radó teilt als Redakteur der beiden deutschsprachigen offiziellen Vereinsorgane mit, daß diese, um den steigenden Anforderungen gewachsen zu sein, in Zukunft in etwas erhöhtem Umfang erscheinen werden, was eine geringfügige Steigerung des Abonnementspreises mit sich bringen wird. — Der Kongreß erteilt hierzu seine Zustimmung.

Zum Punkt der Tagesordnung „Aufnahme neuer Zweigvereinigungen“ teilt Dr. Eitingon mit: Es sind an den Vorstand zwei Anträge zur Aufnahme gelangt. Der eine von einer französischen unter Leitung von Dr. Laforgue stehende Gruppe in Paris, die bereits vom Vorstand interimistisch aufgenommen worden ist. Der Vorstand bittet den Kongreß, ihre definitive Aufnahme zu beschließen.

Die Aufnahme der französischen Gruppe wird einstimmig beschlossen. — Dr. Laforgue dankt der Versammlung im Namen der neuen Zweigvereinigung.

Bezüglich der „Washington Psychoanalytic Association" berichtet der Vorsitzende, sei die vorberatende Sitzung der Funktionäre der I. P. V., in welcher Dr. Ferenczi und Dr. Oberndorf die neue amerikanische Gruppe sehr empfohlen hätten, übereingekommen, die Gruppe des großen Interesses der I. P. V. für ihre Arbeit zu versichern und sie zu bitten, bis zum nächsten Kongreß möglichst reichlich Gelegenheit zu geben, sie näher kennen zu lernen, worauf dieser sie dann aufnehmen würde.

Dr. Jones stellt den Antrag, der Kongreß möge den Vorstand ermächtigen, die „Washington Psychoanalytic Association" gegebenenfalls schon vor dem nächsten Kongreß interimistisch aufzunehmen. Dr. Oberndorf unterstützt diesen Antrag. Der Antrag wird angenommen.

Dr. Eitingon berichtet über die tags vorher stattgefundene Sitzung der Internationalen Unterrichtskommission und unterbreitet dem Kongreß den dort beschlossenen Resolutionsantrag (s. oben S. 483). Die Resolution wird bei zwei Gegenstimmen angenommen.

Dr. Jones stellt folgenden Antrag: „Über die Zulassung landesfremder Kandidaten haben sich die Unterrichtsausschüsse der betreffenden Länder vorher zu verständigen." — Er begründet diesen Antrag mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit, die spezifischen Verhältnisse der einzelnen Länder zu respektieren.

Über diesen Antrag entspinnt sich eine außerordentlich lebhafte Debatte, an der sich zahlreiche Redner beteiligen, einzelne von ihnen wiederholt das Wort ergreifen und in deren Verlauf auch mehrere weitere Anträge gestellt werden.

Drs. Oberndorf, Coriat und Kardiner betonen übereinstimmend, daß die Situation der Psychoanalyse in den U. S. A. wesentlich anders sei als in den kontinentalen Ländern. Die gesetzlichen Bestimmungen des Landes sowie die Beschaffenheit des Menschenmaterials, das sich zum Analytikerberuf drängt, nötigen die amerikanischen Gruppen, auf der ärztlichen Vorbildung zu bestehen.

Frl. Anna Freud wünscht zu erfahren, inwieweit zwischen den Gruppen hinsichtlich der Respektierung wichtiger Bestimmungen Gegenseitigkeit besteht, und stellt an die amerikanischen Mitglieder die Frage, ob ein ordentliches Laienmitglied der Wiener Gruppe, z. B. sie selbst, das Recht auf die ordentliche Mitgliedschaft einer amerikanischen Gruppe haben würde. — Darauf erwidert eines der amerikanischen Mitglieder (Dr. Oberndorf), daß das betreffende ordentliche Laienmitglied einer kontinentalen Gruppe zwar Gast, nicht aber ordentliches Mitglied einer der bestehenden amerikanischen Gruppen werden könnte.

Dr. Ophuijsen erörtert die Notwendigkeit der Annahme des Jonesschen Antrages. In Holland wird den — wenigen — Ausbildungskandidaten stets nahegelegt, sich an eines der im Ausland bestehenden Lehrinstitute zu wenden. Wird aber ein holländischer Arzt ohne vorherige Kenntnis der holländischen Gruppe im Ausland ausgebildet, so könnten sich große Unannehmlichkeiten

ergeben, wenn sich später herausstellen sollte, daß der Betreffende der holländischen Gruppe unerwünscht sei. Noch schlimmer stünde die Sache im Falle eines Laien. Ein solcher könnte, solange er nicht öffentlich ankündigt, daß er an einem unserer Lehrinstitute ausgebildet wurde, in Holland ungestört therapeutisch tätig sein; im Falle einer Ankündigung würde jedoch die Gruppe durch das Gesetz gezwungen sein, gegen ihn einzuschreiten, und würde dadurch in einen unerwünschten Konflikt mit an deren Gruppen geraten. — Dr. Federn macht darauf aufmerksam, daß gerade dieses Beispiel zeige, daß die laiengegnerischen Gruppen trotz der eben angenommenen Resolution auch weiterhin geeignete Personen nur wegen des Mangels des medizinischen Doktorats zurückweisen wollen; niemand könne z. B. die holländische Gruppe hindern, einen solchen im Ausland ausgebildeten Laienanalytiker an der Ausübung der Praxis in Holland zu verhindern, aber die holländische Gruppe könne vom Wiener oder Berliner Institut nicht verlangen, daß sie die Ausbildung eines nach ihren Grundsätzen geeigneten Kandidaten nur deshalb unterlasse, weil er Holländer sei. Er wirft die Frage auf, ob nicht die Gegensätze durch die Zuweisung konkreter strittiger Fälle an ein obligatorisches Schiedsgericht geschlichtet werden könnten. Dr. Ferenczi meint, daß das Verlangen, den ausbildenden Instituten solle das Recht genommen werde, über Geeignetheit oder Ungeeignetheit von Kandidaten zu entscheiden, nur weil sie ihrer Abstammung nach zu einem anderen Territorium gehören, nicht dem psychoanalytischen Geist entspräche. — Er schlägt vor, auf eine Beschlußfassung über den Antrag Jones vorläufig ganz zu verzichten.

Frau Dr. Horney meint, es werde sich am ehesten ein Weg zur Verständigung finden lassen, wenn man vorläufig auf eine Beschlußfassung über den Antrag Jones verzichtet und statt dessen zunächst eine exakte Interpretation der in der angenommenen Resolution erwähnten „entsprechenden Vorbildung“ der Laienkandidaten anstrebt. Sie stellt daher folgenden Antrag:

„Der Kongreß möge die Unterrichtsausschüsse beauftragen, Richtlinien auszuarbeiten für die Vorbildung und Ausbildung nichtmedizinischer Kandidaten und damit den Sinn einer der medizinischen ‚entsprechenden‘ Vorbildung genau inhaltlich zu umgrenzen, und möge die Beschlußfassung über die Durchführung der Zusammenarbeit der einzelnen Gruppen bis dahin vertagen.“

Dr. Sachs meint, daß die von Jones beantragte Regelung angesichts der großen Entfernung, z. B. in der Relation zu Amerika, praktisch undurchführbar sei und vor allem zu einer Schädigung des auf Bescheid wartenden Kandidaten führen würde. Nur durch gegenseitiges Vertrauen könne eine Regelung erzielt werden.

Dr. Friedjung mahnt zu größerer Aufrichtigkeit und meint, man dürfe die in diesen Auseinandersetzungen wirksamen latenten egoistischen Interessen nicht übersehen. — Dr. Landauer und Dr. Nunberg führen aus, daß die Hinweise auf bestehende örtliche Verhältnisse keinesfalls zwingend seien, da man sich auch zu einer gegebenen Situation sehr verschieden einstellen und in ihr sehr verschieden handeln könne. Verordnungen und gesetzliche Bestimmungen, die neuen Verhältnissen nicht mehr entsprechen, könnten durch Überschreitungen einer Revision näher geführt werden.

Dr. Radó meint, die Mahnung Jones an eine Politik der Verständigung sei sehr zu beherzigen. Dazu führe nur ein Weg, die Regelung der Zulassungsbedingungen und des Ausbildungsganges überhaupt seitens der I. P. V. selbst. Diese internationale Regelung soll sich auch auf alle jene Spezialbestimmungen erstrecken, die für die einzelnen Länder angesichts ihrer örtlichen Verhältnisse festzusetzen sind. Die gegenseitige Beurteilung und Einschätzung der speziellen örtlichen Verhältnisse auch durch die anderen Gruppen sei durchaus wünschenswert und müsse bei gutem Willen zu einer schließlichen Einigung führen. Bei Vorhandensein eines derartigen internationalen Statuts wird es eine Selbstverständlichkeit sein, daß bei landesfremden Kandidaten die für ihre Heimat geltenden Bestimmungen von allen Gruppen respektiert werden, da ja an ihrer Beratung und Beschließung alle Gruppen Anteil hatten. Er stellt daher folgenden Antrag:

„Der Kongreß beauftragt die Internationale Unterrichtskommission, einen Entwurf über die Zulassungsbedingungen zur Ausbildung zum psychoanalytischen Therapeuten sowie über das Ganze des psychoanalytischen Ausbildungsganges im allgemeinen und im speziellen nach den Verhältnissen der einzelnen Länder, schließlich über die erforderliche Zusammenarbeit der einzelnen Unterrichtsausschüsse in der technischen Durchführung auszuarbeiten und dem Kongreß vorzulegen. Bis dahin unterbleibt jede Beschlußfassung über diese Fragen."

Dr. Alexander meint, der Kongreß möge die holländische und die amerikanischen Gruppen auffordern, die Frage der Zulassung von Laienkandidaten von neuem zu erwägen. Für den Fall einer positiven Zusage wäre er geneigt, den Antrag Jones für eine beschränkte Frist zu befürworten. Er stellt folgenden Antrag:

„Der Kongreß bittet die holländische und die amerikanischen Gruppen, innerhalb einer Zeit von etwa drei bis sechs Monaten Zulassungsbedingungen für Nichtärzte auszuarbeiten, die gleichzeitig ihre Landesverhältnisse und die Zulassungsbedingungen der übrigen Gruppen berücksichtigen. Für die beschränkte Zeit bis zur Vorlage dieser auszuarbeitenden Bedingungen wird der Antrag Jones vom Kongreß angenommen."

Dr. Reich befürwortet den Antrag Alexander. — Frau Dr. Deutsch weist darauf hin, daß die Gesichtspunkte zur Bestimmung der persönlichen, bzw. beruflichen Eignung nach den besonderen Verhältnissen der einzelnen Länder festzusetzen wären.

Dr. Simmel meint, daß man angesichts der großen Gegensätze auf eine bindende Regelung verzichten und sich mit einer orientierenden Bestimmung begnügen möge. Er stellte folgenden Antrag:

„Der Kongreß empfiehlt, daß bei Zulassung landesfremder Kandidaten die in Frage kommenden nationalen Unterrichtsausschüsse sich verständigen. — Das sich dabei ergebende Verhandlungsmaterial soll von der Internationalen Unterrichtskommission gesammelt, gesichtet und dem nächsten Kongreß vorgelegt werden zwecks internationaler einheitlicher Regelung der Zulassungsfrage."

Dr. Rickman betont, daß man zur Ausbildung durch die europäischen Institute überall volles Vertrauen habe und stellt daher folgenden Antrag:

„Der Kongreß beauftragt die einzelnen Zweigvereinigungen, dafür zu sorgen, daß die Ausbildung ausschließlich unter der Kontrolle der Unterrichtsausschüsse und nicht unter der einzelner Individuen erfolge."

Der Vorsitzende schlägt vor, den Antrag Dr. Rickman ohne Diskussion sofort anzunehmen. Der Kongreß entscheidet einstimmig in diesem Sinne.

Dr. Hollós wirft die Frage auf, ob es angesichts der bestehenden Gegensätze und der großen affektiven Spannung nicht vorteilhafter wäre, derzeit auf eine Entscheidung zu verzichten und den Konflikt unerledigt zurückzustellen.

Dr. Ferenczi meint, die Einheit unserer Organisation müsse unbedingt gewahrt werden. Es bestehe nicht die Absicht, durch eine endgültige bindende Regelung die Opposition zu majorisieren; er schließt sich dem Antrag Radó an, der einen friedlichen und vorbereitenden Charakter trägt.

Dr. Kardiner spricht, rückgreifend auf den bereits angenommenen Antrag Dr. Rickman, sein volles Vertrauen den europäischen Unterrichtsinstituten aus, besonders dem Berliner, das er bei seinem diesjährigen Aufenthalt in Europa persönlich kennen gelernt habe.

Nach kurzen Bemerkungen von Drs. Coriat, Weyl, Simmel und Jones gibt Federn die Anregung, über die eingebrachten Anträge nur informativ abzustimmen.

Der Vorsitzende verlautbart, daß fünf schriftliche Anträge zur Abstimmung vorliegen, u. zw. von Jones, Horney, Radó, Alexander und Simmel. Er stellt nach erläuternden Bemerkungen der Antragsteller fest, daß der Antrag Radó der weitestgehende ist und bringt ihn zur Abstimmung.

Der Antrag Radó wird mit Stimmenmehrheit angenommen, wodurch eine Abstimmung über die anderen Anträge sich erübrigt. — Hierauf werden Proteste laut (Jones, Horney, Anna Freud), daß trotz der Versprechungen doch eine Majorisierung der Minorität erfolgt sei. — Frl. Anna Freud meint, daß eine wirkliche Entscheidung heute nicht möglich und auch nicht erfolgt sei.

Dr. Sachs betont mit Nachdruck, daß der angenommene Antrag lediglich eine formelle, organisatorische Vorbereitung für eine zukünftige Regelung der strittigen Frage zum Inhalt habe, also auch niemand majorisieren könne. Wollte der Kongreß auf sein konstitutionelles Recht zur Beschlußfassung verzichten, so würde die I. P. V. als Organisation aufhören. — Dr. Radó meint ebenfalls, daß durch die beschlossenen vorbereitenden Maßnahmen die Freiheit der zukünftigen meritorischen Enscheidung der Frage in keiner Weise beeinträchtigt sei.

Dr. Oberndorf wünscht zu erfahren, wie sich die Pro- und Kontrastimmen, die über den Antrag Radó abgegeben worden sind, auf die einzelnen Zweigvereinigungen verteilen.

Der Vorsitzende leistet dieser Anregung Folge und bittet die Mitglieder sich nach ihrer abgegebenen Stimme und nach Zweigvereinigungen gesondert im Saale aufzustellen. Dabei ergibt sich, daß fünf Zweigvereinigungen, und zwar die deutsche, die Wiener, die ungarische, die französische und die russische für den Antrag Radó, drei Zweigvereinigungen, und zwar die amerikanische, die englische und die holländische gegen den Antrag Radó gestimmt haben. Die Stellungnahme der einzelnen Zweigvereinigungen

war bis auf je eine Gegenstimme bei der Wiener und bei der französischen Gruppe einstimmig. Von der Schweizer Zweigvereinigung wurden ebensoviele Pro- wie Kontrastimmen abgegeben.

Es folgt die Debatte über den neuen Statutenentwurf des Zentralvorstandes. Dr. van Ophuijsen zieht seinen Antrag, demzufolge nicht die Mitglieder der Zweigvereinigungen, sondern diese selbst Einzelmitglieder der internationalen Vereinigung sein und am Kongresse nur je zwei Delegierte jeder Zweigvereinigung abstimmungsberechtigt sein sollen, zurück, in der Hoffnung, daß die Internationale Vereinigung in Zukunft von selbst auf seine Meinung zurückkommen werde. Dr. Jones bedauert, daß v. Ophuijsen seinen Antrag zurückgezogen hat und behält sich vor, dem nächsten Kongreß einen gleichlautenden Antrag zu unterbreiten. — Die einzelnen Paragraphen des vom Zentralvorstand ausgearbeiteten neuen Statutenentwurfes kommen zur Verlesung und werden sämtlich unverändert oder mit ganz kleinen Amendements angenommen. (Siehe in diesem Heft S. 497.)

Dr. Jones stellt den Antrag, der Kongreß möge beschließen, daß im Falle von Zweifeln allein der deutsche Text der Statuten maßgebend ist. Der Antrag wird angenommen.

Dr. Laforgue stellt den Antrag, das französische Vereinsorgan „Revue Française de Psychanalyse" ebenfalls als offizielles Organ der Internationalen Vereinigung anzuerkennen. Der Antrag wird angenommen. — Der Abonnementspreis der französischen Zeitschrift beträgt im Ausland 100 Francs.

Dr. Eitingon stellt den Antrag, der Kongreß möge Frau Abraham, der Witwe des verstorbenen Präsidenten der Internationalen Vereinigung, ein Telegramm senden. — Der Antrag wird angenommen.

Dr. Eitingon bittet den Kongreß um die Entlastung für sich, den Zentralkassenwart und die beiden Beiräte. Sie wird einstimmig erteilt.

Dr. Eitingon bittet Herrn Dr. Hitschmann, das Präsidium zu übernehmen. Dr. Hitschmann übernimmt den Vorsitz und bittet um Vorschläge zur Präsidentenwahl. Dr. Ferenczi schlägt im Namen der Konferenz der Funktionäre Dr. Eitingon zum Präsidenten vor, was von der Versammlung durch lebhafte Akklamation einstimmig angenommen wird. Dr. Eitingon dankt für das ihm entgegengebrachte Vertrauen und nimmt die Wahl an. — Dr. Eitingon wird, ebenfalls auf Antrag von Dr. Ferenczi, durch Akklamation auch zum Vorsitzenden der Internationalen Unterrichtskommission wiedergewählt. — Dr. Hitschmann stellt fest, daß nach den neuen Statuten den Drs. Ferenczi und Jones automatisch das Amt der Beiräte zufällt und übergibt den Vorsitz wieder dem neu gewählten Präsidenten. — Auf Vorschlag Dr. Eitingon werden dann als Zentralsekretär Frl. Anna Freud, als Zentralkassenwart Dr. van Ophuijsen einstimmig gewählt.

Bezüglich des nächsten Kongresses ermächtigt der Kongreß auf Antrag von Dr. Eitingon den Vorstand, die Dauer des Kongresses je nach Bedürfnis zu bestimmen. Er soll im August 1929 stattfinden. — Dr. Jones schlägt als Kongreßort England vor, was durch Akklamation angenommen wird.

II

Statuten der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung

1) Name

Die Vereinigung trägt den Namen: „Internationale Psychoanalytische Vereinigung" (I. P. V.).

2) Sitz

Der Sitz der I. P. V. ist der Wohnort des jeweiligen Zentralpräsidenten.

3) Zweck

Der Zweck der I. P. V. ist die Pflege und Förderung der von Sigm. Freud begründeten psychoanalytischen Wissenschaft sowohl als reiner Psychoanalyse als auch in ihren theoretischen und praktischen Anwendungen auf die Medizin und auf die Geisteswissenschaften; gegenseitige Unterstützung der Mitglieder in allen Bestrebungen zum Erwerben und Verbreiten von psychoanalytischen Kenntnissen.

Zur Erreichung dieser Zwecke dienen insbesondere Errichtung und Betrieb psychoanalytischer Forschungs- und Lehrinstitute, Ambulatorien, Kliniken und Polikliniken, ferner wissenschaftliche Veranstaltungen aller Art.

4) Gliederung und Mitglieder

Die I. P. V. gliedert sich in Zweigvereinigungen. Die Zweigvereinigungen sind nationale oder örtliche psychoanalytische Vereinigungen, die in den Verband der I. P. V. aufgenommen worden sind. Über die Aufnahme neuer Zweigvereinigungen entscheidet interimistisch der Zentralvorstand, endgültig der Kongreß; diesbezügliche Anträge sind schriftlich an den Zentralvorstand der I. P. V. zu richten. Der Austritt einer Zweigvereinigung erfolgt durch schriftliche Anzeige an den Zentralvorstand der I. P. V. Die Zweigvereinigungen haben ihre Statuten, bzw. Statutenänderungen, zur Genehmigung dem Kongreß vorzulegen. Ausgeschlossen aus den Statuten der Zweigvereinigungen sind Bestimmungen, die den Statuten der I. P. V. widersprechen.

Mitglieder der I. P. V. sind die ordentlichen Mitglieder der Zweigvereinigungen. Die Mitgliedschaft der I. P. V. wird durch die Erwerbung der ordentlichen Mitgliedschaft einer Zweigvereinigung erlangt. Jedes Mitglied der I. P. V. kann nur einer Zweigvereinigung angehören. Ausnahmen kann der Vorstand der I. P. V. bewilligen. Bewerber um die Mitgliedschaft haben sich in der Regel an die ihrem dauernden Wohnsitz zunächst gelegene Zweigvereinigung zu wenden. Bei jeder landes- (orts-) fremden Neubewerbung sollen sich die Vorstände der betreffenden Zweigvereinigungen in Verbindung setzen. Die Aufnahme in eine landes- (orts-) fremde Zweigvereinigung bedarf der Genehmigung des Zentralvorstandes.

Die Mitglieder der I. P. V. sind am Kongreß aktiv und passiv wahlberechtigt; sie haben das Recht, auch den wissenschaftlichen Sitzungen aller Zweigvereinigungen beizuwohnen.

Die außerordentlichen Mitglieder der Zweigvereinigungen haben das Recht, den wissenschaftlichen Sitzungen der I. P. V. beizuwohnen.

5) Beiträge der Mitglieder

Jedes ordentliche Mitglied der I. P. V. wie auch jedes außerordentliche Mitglied der Zweigvereinigungen hat einen Jahresbeitrag zu zahlen, dessen Höhe jeweils vom Kongreß festgesetzt wird. Dieser Jahresbeitrag enthält auch die Abonnementsbeträge für die offiziellen Organe. Diese Beiträge sind bei den Kassenwarten der Zweigvereinigungen zu entrichten, welche sie weiterzuleiten haben.

6) Der Kongreß

Die oberste Aufsicht über die I. P. V. fällt dem Kongreß zu. Der Kongreß wird vom Zentralvorstand der I. P. V. mindestens alle zwei Jahre einmal einberufen und vom Zentralpräsidenten geleitet.

Regelmäßige Gegenstände der Beratung und Beschlußfassung sind:

a) Das Protokoll des vorigen Kongresses;
b) die Tätigkeitsberichte des Zentralvorstandes und der Zweigvereinigungen;
c) der Tätigkeitsbericht der Internationalen Unterrichtskommission;
d) die Tätigkeitsberichte der psychoanalytischen Institute (Ambulatorien usw.);
e) der Rechenschaftsbericht des Kassenwartes;
f) die Entlastung des Zentralvorstandes und des Präsidenten der Internationalen Unterrichtskommission;
g) die Neuwahl des Zentralvorstandes und des Präsidenten der Internationalen Unterrichtskommission.

7) Der Zentralvorstand

Der Zentralvorstand besteht aus einem Zentralpräsidenten, einem Zentralsekretär, einem Zentralkassenwart, ferner aus zwei Beiräten des Zentralpräsidenten.

Der Zentralpräsident, der Zentralsekretär und der Zentralkassenwart werden für die Zeit bis zum nächsten Kongreß vom Kongreß gewählt. Beiräte des Zentralpräsidenten sind jeweils die beiden letzten Ex-Zentralpräsidenten der I. P. V. Im Falle, daß im Vorstand eine Stelle vakant wird, wählt der Vorstand einen Stellvertreter.

Der Zentralvorstand vertritt die Vereinigung nach außen und faßt die Tätigkeit der Zweigvereinigungen zusammen. Wenn der Zentralvorstand Fragen von prinzipieller Tragweite dem Kongreß zur Entscheidung zu unterbreiten wünscht, obliegt es dem Zentralpräsidenten, vorher mit den Vorständen der Zweigvereinigungen Fühlung zu nehmen und den Zentralvorstand sowie auch den Kongreß über die in den einzelnen Zweigvereinigungen herrschenden Auffassungen zu unterrichten.

8) Internationale Unterrichtskommission

Die Internationale Unterrichtskommission (I. U. K.) ist das Zentralorgan der I. P. V. für alle mit dem psychoanalytischen Unterricht zusammen-

hängenden Fragen. Die I. U. K. setzt sich aus dem vom Kongreß gewählten Präsidenten und den Mitgliedern der Unterrichtsausschüsse der Zweigvereinigungen zusammen. Der Unterrichtsausschuß einer jeden Zweigvereinigung kann höchstens aus sieben Mitgliedern bestehen. Der Präsident der I. U. K. wird vom Kongreß gewählt. Die I. U. K. regelt selbst ihre Geschäftsordnung; sie ist auch berechtigt, für spezielle Aufgaben besondere Funktionäre, bzw. Unterkommissionen einzusetzen. Ihre Beschlüsse von allgemeiner Bedeutung sind zur Genehmigung dem Kongreß vorzulegen.

9) Offizielle Vereinsorgane

Die offiziellen Vereinsorgane werden auf Vorschlag des Zentralvorstandes vom Kongreß bestimmt.

10) Korrespondenzblatt

Das Korrespondenzblatt der I. P. V. erscheint in je einem der verschiedensprachigen offiziellen Vereinsorgane. Es vermittelt den Verkehr zwischen den einzelnen Gliedern der I. P. V. durch die Veröffentlichung der offiziellen Mitteilungen und Berichte des Zentralvorstandes, der I. U. K. und der einzelnen Zweigvereinigungen. Das Korrespondenzblatt wird vom Zentralsekretär redigiert. Die Sekretäre der Zweigvereinigungen sind verpflichtet, am Ende eines jeden Kalenderquartals über die Tätigkeit ihrer Zweigvereinigung sowie über die wichtigeren Vorkommnisse daselbst der Redaktion des Korrespondenzblattes schriftlichen Bericht zu geben.

11) Statutenänderung

Die Statuten können nur vom Kongreß geändert werden, wozu die Zweidrittelmajorität der anwesenden Mitglieder erforderlich ist. Der Vorschlag auf Änderung der Statuten kann nur von einer Gruppe von mindestens drei Mitgliedern der I. P. V. gestellt werden, muß jedoch mindestens vierzehn Tage vor dem Kongreßtermin dem Zentralvorstand in schriftlicher Form vorgelegt werden.

12) Auflösung

Die Auflösung der I. P. V. kann nur vom Kongreß mit Dreiviertelmajorität der erschienenen Mitglieder beschlossen werden; die Abstimmung ist nur zulässig, wenn mindestens die Hälfte der Mitglieder der I. P. V. erschienen ist. Der auflösende Kongreßbeschluß hat auch über die Verwendung des Vermögens der I. P. V. zu verfügen.

III
Mitteilung der Internationalen Unterrichtskommission

Der Innsbrucker Kongreß beauftragte die I. U. K., einen Entwurf über die internationale Regelung der Zulassungs- und Ausbildungsfragen auszuarbeiten und dem nächsten Kongreß vorzulegen. Die Durchführung dieses Kongreßbeschlusses ist die nächste und wichtigste Aufgabe der I. U. K. Die Vorarbeiten müssen unverzüglich in Angriff genommen werden, wenn der Entwurf bis zum nächsten Kongreß fertiggestellt sein soll.

Der Unterzeichnete ersuchte deshalb Kollegen Radó, das Amt eines Sekretärs der I. U. K. zu übernehmen und betraute eine spezielle Unterkommission, die aus Kollegin Horney, Kollegen Müller-Braunschweig und dem Sekretär der I. U. K. Kollegen Radó besteht, mit der Aufgabe, den Entwurf unter Mitwirkung der Unterrichtsausschüsse der Zweigvereinigungen auszuarbeiten. Der Unterzeichnete wird die ersten einschlägigen Vorschläge möglichst bald den einzelnen Unterrichtsausschüssen unterbreiten.

Die Unterrichtsausschüsse der Zweigvereinigungen werden gebeten, zur Erreichung unseres Zieles die gemeinsame Arbeit zu fördern.

Dr. M. Eitingon
Vorsitzender der I. U. K.

REFERATE

Aus den Grenzgebieten

Skramlik, E. von: Handbuch der Physiologie der niederen Sinne. I. Bd. Die Physiologie des Geruchs- und Geschmackssinnes. G. Thieme, Leipzig, 1926.

Angenehm wirkt das Handbuch infolge seiner methodischen Verläßlichkeit und dadurch, daß es nichts anderes als eben Physiologie geben will. Der Ausdruck „niedere Sinne" soll keine Wertangabe streifen und soll nur sozusagen polemischen Sinn haben. „Es gibt weder höhere noch niedere Sinne," verkündet Skramlik. Aus dem Inhalt wären hervorzuheben die Würdigung der Rolle der sexuellen Geruchsreize, die skeptische Haltung gegenüber Behauptungen, wie z. B. der, daß Kinder mit sechs Jahren am schärfsten riechen, oder der, daß Schwangere eine Steigerung ihres Geruchsvermögens zutage legen. Es wird eine Übersicht der Literatur über Geruchsträume und Geruchshalluzinationen gegeben. Der Geruchssinn soll die Fähigkeit zur Lokalisation (z. B. die Empfindung, ob die rechte oder linke Nasenhälfte riecht) vermissen, hingegen sind wir mit Hilfe der Geruchswahrnehmungen imstande, sowohl eine Riechquelle ausfindig zu machen als auch eine Geruchsspur zu verfolgen. Den Geschmackssinn betreffend sei hervorgehoben, daß die Papillen bei Kindern noch über die ganze Zungenoberfläche verteilt sind und daß offenbar sehr viele von ihnen im Laufe der Entwicklung zugrunde gehen.

Für nicht einwandfrei halte ich die bloße Behauptung, das Kind müsse zum Riechakt angehalten werden, denn, abgesehen davon, daß dieser Erziehung eine Abgewöhnung vorangehen muß, werden die Tatsachen schief gesehen. Auch fehlt eine Auseinandersetzung mit der Fließschen Theorie, die durch die Lehre der „rhinogenen Aktionsströme im vegetativen Nervensystem" (Fröse) noch physiologischer geworden ist. Hermann (Budapest)

Simmel, Ernst: Grundsätzliches zum Kampfe gegen den § 218. Der sozialistische Arzt, I, 4, Dezember 1925.

Simmel kritisiert die Stellungnahme des Leipziger Ärztetages, der die Strafbarkeit der Abtreibung beibehalten wollte. Simmel meint, daß die üblichen Argumente für die Strafbarkeit, die objektiv sehr leicht zu widerlegen sind, nur Vorwände sind, die über die wahren Motive hinwegtäuschen,

die im Interesse des kapitalistischen Staates an der Überproduktion von besitzlosen Massen wurzeln. Die sogenannte „soziale Indikation" wird durch Zuchthausdrohung nicht aus der Welt geschafft. „Wir erkennen hier in tieferen Zusammenhängen noch den Fluch vervielfacht, den die kapitalistische Gesellschaftsordnung auf den Proletarier legt. Sie gibt ihm geringe Möglichkeit, seinen Überschuß an Sexuallust zu sublimieren, weil sie sein Triebbedürfnis in der Dienst eigener klassenökonomischer Interessen stellen will. Sie ächtet aus demselben Grund überhaupt alle seine Sexuallust als unmoralisch, die nicht der Erzeugung von proletarischen Menschenmassen dient." Die Folgen dieser Versagung sind — wie Freud ausgeführt hat — Neurosen, Trunksucht, Dissozialität. — Simmel ist nicht für Schwangerschaftsunterbrechung, da er als Psychoanalytiker weiß, welche schweren psychischen Folgen von einem Abortus ausgehen können, aber er ist gegen den § 218, für Propaganda des Präventivverkehrs unter dem Proletariat und erhofft letzten Endes Hilfe nur von der Umwandlung der kapitalistischen in die sozialistische Gesellschaft.

Fenichel (Berlin)

Doepp, Hilde: Träume und Masken. Dion-Verlag Liebmann u. Mette, Dessau.

Der Mitteilung einer Anzahl manifester Angstträume folgt die Wiedergabe einiger Photographien von Gebärden und Grimassen, die wohl die im Traum erlebten Affektzustände spiegeln sollen. Aus dem Vorwort: „Die Nebeneinanderstellung von Träumen und Masken . . . ist eine . . . eindeutige Manifestation des neuen Kunstprinzips, dessen Absichten sich nicht auf Darstellung des Einzel-Ichs, sondern Objektivierung allgemeinmenschlicher und im letzten Grunde kosmischer Zustände richten. Wir erleben in diesem Buch auf einem bisher unbegangenen Weg Grundlage und Ziel dionysischer Gestaltung." Für den Psychoanalytiker käme dieses Buch höchstens als Gegenstand einer Untersuchung in Betracht, die aber durch Dürftigkeit und sekundäre Bearbeitung des Materials sehr erschwert wäre.

Fenichel (Berlin)

Aus der psychiatrisch-neurologischen Literatur

Pilcz, Prof. Alexander: Über Hypnotismus, okkulte Phänomene, Traumleben usw. F. Deutike, Leipzig u. Wien, 1926.

Gewandt stilisierte, Bildung und Belesenheit verratende Vorträge für gebildete Laien aller Stände, die jedoch der psychologischen und gar psychoanalytischen Vertiefung aus dem Wege gehen.

Hitschmann (Wien)

Urbantschitsch, Rudolf: Selbsterkenntnis mit Hilfe der Psychoanalyse. M. Perles, 1926, Wien u. Leipzig.

Wenn auch nicht in seinen Worten, entfernt sich der Autor doch in der Tat immer weiter von den Freudschen Anschauungen. Hier spricht U. von „der neueren aktiven Therapie nach Rank, Ferenczi und ihm", (?) die u. a. eine

schwere Zwangsneurose mit hysterischen Symptomen durch Setzung großer Affekte in sechs Wochen heilte. Die Rank-Ferenczische Kur (?) wird von U. in eigener verschärfter Weise angewendet und stellt eine Art gewaltsam erzwungener Katharsis bei freiem Bewußtsein dar. Der Arzt drohte der Patientin, sie zu würgen und einzusperren, sperrte sie endlich zwischen Doppeltüren u. dgl. Der Autor vertritt die Ansicht, daß in diesem und vereinzelt analog behandelten Fällen diese Katharsis das Heilende gewesen sei, obwohl er reichlich suggestive Einwirkungen vorausgehen ließ. Vorderhand ist alle Skepsis gegen diese U.-sche Methode „Erinnere, Vogel, oder stirb!" am Platze; um so mehr, als den übrigen Inhalt des Vortrages Unverläßlichkeit und Oberflächlichkeit charakterisieren. Hitschmann (Wien)

Marcinowski, J.: Der Mut zu sich selbst. 2. verbesserte Auflage. Otto Salle, Berlin, 1925.

Der erfolgreiche Seelenarzt, Feldhäusl-Hof, in Bad-Heilbrunn, Oberbayern, hat auch mit seinen vielfach auf Freud und Stekel sich stützenden Büchern Erfolg. „Was wir gemeinhin unter Psychoneurose verstehen, sind in letzter Linie alles sexuelle Schuldneurosen (S. 359). . . . Daß ich auch eine große Zahl nervöser Erkrankungen kenne, die im Gegensatz hierzu keinerlei erotische Beziehungen aufweisen, glaube ich durch die Aufstellung des Begriffs der Ohnmachtsneurosen und durch den Hinweis auf den hierhergehörigen Anteil der Minderwertigkeitsneurosen genugsam klargelegt zu haben, um vor dem Vorwurf einseitiger Auffassung geschützt zu sein" (S. 360). Als Beispiel für Marcinowskis enthusiastischen Stil sei folgende Probe gegeben: „Zum Glück gehört meist nichts als Mut. Habe den Mut zu dir selbst, dann wirst du erfahren: Des Lebens Lust ist Wille zum Mehrsein. Verschwende dich! Habe den Mut zu dir selbst! Wirf die ekle Last des bösen Gewissens von dir und genese! Du darfst es!"

Hitschmann (Wien)

Aus der psychoanalytischen Literatur

Revue française de Psychanalyse. Erster Jahrgang, Nr. 1.

Das erste Heft des ersten Jahrganges der „Revue française de Psychanalyse" liegt nun vor. Die Zeitschrift, die viermal im Jahre erscheinen soll, bildet das offizielle Organ der Pariser psychoanalytischen Vereinigung. Außer Referaten und Sitzungsberichten der neugegründeten französischen Zweigvereinigung bringt die Zeitschrift Originalbeiträge medizinischer und angewandter Art. Die Redaktion des klinischen Teiles haben Prof. Hesnard (Toulon), Laforgue (Paris), Odier (Genf) und de Saussure (Genf), die des nichtmedizinischen Marie Bonaparte übernommen.

Das Heft enthält folgende Originalarbeiten medizinischen Inhaltes. Laforgue bespricht in seiner Arbeit „Schizophrenie und Schizonoia" (dieselbe wurde zuerst als Vortrag auf dem ersten Kongreß französisch sprechender Analytiker in Genf 1926 gehalten) die Beziehungen von Schizonoia und Skotomisation (schon kurz in dieser Zeitschrift behandelt) zu verschiedenen schizophrenen Symptomen, wie Vorbeireden, Stuhlverhaltung, Negativismus, Verfolgungswahn.

Odier bringt in seinem „Beitrag zum Studium des Über-Ichs und der Moral" an der Hand einer interessanten Krankengeschichte eines Falles von Fetischismus und Masochismus seinen schon hier kurz dargestellten Zusatz zu Freuds Metapsychologie, indem er neben dem Über-Ich ein Über-Es unterscheidet. In einem Artikel „Über das Über-Ich" entwickelt Laforgue Ideen Freuds über das Strafbedürfnis und seine Bedeutung als Lustgewinn und behandelt eingehend die Beziehungen des Strafbedürfnisses zur Therapie an verschiedenen Beispielen. — Allendy: „Affekte und ihre Beziehungen zum Zahnen." Es wird auf den Zusammenhang des Zahnens mit der gleichzeitig stattfindenden Entwöhnung hingewiesen. Das Zahnen habe Beziehungen zur Entwicklung der Instinkte, zur Umwandlung der kaptativen Libido in oblative und zur Entstehung des Sadismus (Beißen der Mutterbrust). Hervorhebung der Wichtigkeit der Bedeutung des Zahnes und Zahnens wie auch des Zahnausfalls für Traumsymbole, Sprache, Sagen, Ideenassoziationen. Erörterung der Probleme an klinischen Beispielen. — Hesnard in „Die psychoanalytische Bedeutung der Depersonnalisation" macht auf die Bedeutung des Narzißmus auf die Entstehung der Depersonnalisation aufmerksam. Der Depersonnalisierte wende sich von der Realität, mit der er nur in größtenteils intellektuellem Kontakt bleibt, ab und wird dagegen von seinem eigenen Gedankenspiel, welches stark sexualisiert wird, angezogen. Er gibt sich autoerotischen Träumen oder, wenn er dieselben unterdrückt, dem angstvollen Suchen seines Ichs hin. Diese Angst wie auch die Lust halten ihn an sein affektives Ich gebunden. Diese psychoanalytische Auffassung der Depersonnalisation habe auch praktische Konsequenzen. Die Kranken brauchten nur ihr Sexualleben zu regulieren, von ihren Autoerotismen befreit zu werden, und die Depersonnalisation verschwinde. Diese Anschauungen werden an der Hand eines Falles näher erörtert. — F. Deutsch in „Der Einfluß des psychischen auf das organische Leben" (dieser Aufsatz wurde als Vortrag in der „*Groupe d'etudes philosophiques et scientifiques pour l'examen des tendances nouvelles*" am 23. Dezember 1926 in Paris gehalten) bespricht die seelischen Einflüsse auf verschiedene körperliche Vorgänge. Er belegt seine Darlegungen mit zum Teil selbst ausgeführten Experimenten. Diese seelisch-körperlichen Beziehungen werden dann vom Standpunkt der Freudschen Libidotheorie näher erörtert; es finden verschiedene Phänomene von diesem Standpunkt aus interessante Aufklärung (Angst, sexuelle Ersatzbefriedigung an Organen, die für gewöhnlich anderen Zwecken dienen, der Einfluß des Psychischen auf die ganze körperliche Welt).

Im nichtmedizinischen Teil wird zuerst Freuds „Der Moses des Michelangelo" mit dem kürzlich in der „Imago" erschienenen Zusatz in französischer Übersetzung veröffentlicht. An zweiter Stelle folgt die interessante Originalarbeit „Der Fall der Frau Lefebvre" von Marie Bonaparte. Es wird der Fall der Frau L., die ihre Schwiegertochter erschossen hatte, vom psychoanalytischen Standpunkt aus beleuchtet. Die Autorin hatte die Möglichkeit gehabt, die Mörderin im Gefängnis zu besuchen. Es wird die Dynamik, Topik und Ökonomik ihres Seelebens näher erörtert. Frau L., eine 62jährige Frau, hing an ihrem Sohn mit großer Liebe. Derselbe heiratete. Von Anfang an haßte Frau L. ihre Schwiegertochter, besonders verstärkte sich aber der Haß, als dieselbe schwanger wurde. Sie konnte nicht

ertragen, daß ihre Schwiegertochter ein Kind von ihrem Sohne bekomme, daß ihr jemand den „Penis" nehme, der ja ihr gehörte. — Nach der Menopause war bei der Mörderin eine Regression auf das prägenitale Stadium erfolgt; sie wurde hypochonder, liebte ihre Familie auf anale Art. Die Schwangerschaft der Schwiegertochter führte zur Reproduktion der Haßregungen, die sie in ihrer Kindheit gegen die Mutter, die durch den Vater schwanger geworden war, gehabt hatte. Die damalige Eifersucht mußte stark unter dem Einfluß des Ödipuskomplexes (Geburt eines Bruders, als Frau L. zwei Jahre alt war, und 18 Monate später die Geburt einer Schwester) und des beginnenden Kastrationskomplexes gewesen sein; heftige Todeswünsche gegen die Mutter (sie wollte sich an ihre Stelle setzen) und gegen ihre Schwester (Spiel des Begrabens eines Kückens nach der Geburt der Schwester) mußten da sicherlich aufgetaucht sein. Topisch bestand eine völlige Einigkeit von Über-Ich und Es in der Frage des Mordes. Beide waren befriedigt. Trotz ihrer Frömmigkeit zeigte sie keinerlei Reue, behauptete, sie habe ihre Pflicht getan. Die hypochondrischen Erscheinungen schwanden nach der Tat völlig. Am rätselhaftesten sei die Ökonomik der Seele, und es könne eben auch psychoanalytisch nicht erklärt werden, wieso sich Menschen mit ähnlichen Komplexen dem sozialen Leben anpassen können, die L. dagegen zur Verbrecherin wurde. M. Bonaparte hält die Mörderin (dieselbe wurde zum Tode verurteilt, doch begnadigt) für geisteskrank. Schließlich werden Folgerungen auf die Justiz gezogen, die vom falschen Standpunkt des freien Willens, der Verantwortlichkeit für die begangene Tat, ausgehe. Die Hauptsache wäre, daß die Gesellschaft geschützt werde, also zwangsweise Internierung der Täterin.

Betlheim (Wien)

PSYCHOPATHIC HOSPITAL BOSTON LIBRARY

MITTEILUNGEN DES „INTERNATIONALEN PSYCHOANALYTISCHEN VERLAGES"

Unsere Verlagstätigkeit vom November 1926 bis November 1927

In der Periode, auf die sich der vorliegende Bericht erstreckt (November 1926 bis November 1927), erschien im „Internationalen Psychoanalytischen Verlag":

Von SIGM. FREUD:

DIE ZUKUNFT EINER ILLUSION *(Geheftet M. 2.30, Ganzleinen M. 3.60)*;

die fünfte, durchgesehene Auflage (12.—15. Tausend) der „VORLESUNGEN ZUR EINFÜHRUNG IN DIE PSYCHOANALYSE", Großoktavausgabe. (Von der „Taschenausgabe" desselben Werkes liegt jetzt die dritte Auflage, 8.—15. Tausend, vor, so daß insgesamt bisher 30.000 Exemplare von den „Vorlesungen" erschienen sind.)

*

In der „Internationalen Psychoanalytischen Bibliothek" erschien:

Bd. XXII) PSYCHOANALYSE DER GESAMTPERSÖNLICHKEIT. Neun Vorlesungen über die Anwendung von Freuds Ichtheorie auf die Neurosenlehre. Von Dr. FRANZ ALEXANDER. *(Geheftet M. 9.—, Ganzleinen M. 11.—)*

In der Reihe der „Imago-Bücher" erschien:

Bd. X) PRIMITIVE KUNST UND PSYCHOANALYSE. Eine Studie über die sexuelle Grundlage der bildenden Künste der Naturvölker. Von ECKART VON SYDOW. Mit Abbildungen im Text und XX Tafeln. *(Geheftet M. 8.—, Ganzleinen M. 10.—)*

In der Reihe „Neue Arbeiten zur ärztlichen Psychoanalyse" erschien:

Bd. VI) DIE FUNKTION DES ORGASMUS. Zur Psychopathologie und zur Soziologie des Geschlechtslebens. Von Dr. WILHELM REICH. *(Geheftet M. 10.—, Ganzleinen M. 12.—)*

*

Außerhalb der Serien erschien:

BAUSTEINE ZUR PSYCHOANALYSE. Von S. FERENCZI. 2 Bände *(Geh.*

M. 24.—, Ganzleinen M. 28.—). (Das Werk enthält gesammelte Aufsätze aus den Jahren 1907—1926[1])

EINFÜHRUNG IN DIE TECHNIK DER KINDERANALYSE. Vier Vorträge am Lehrinstitut der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung. Von ANNA FREUD. *(Geheftet M. 2.70, Ganzleinen M. 4.—)*

ALMANACH 1928. Mit 4 Bildbeilagen. *(Ganzleinen M. 3.—, Halbleder M. 7.—)*[2]

1) Inhalt: I. Band: Theorie: Introjektion und Übertragung I. Die Introjektion in der Neurose. II. Die Rolle der Übertragung bei der Hypnose und bei der Suggestion / Zur Begriffsbestimmung der Introjektion / Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes / Das Problem der Unlustbejahung (Fortschritte in der Erkenntnis des Wirklichkeitssinnes) / Zur Ontogenese der Symbole / Zum Thema „Großvaterkomplex" / Zur Ontogenie des Geldinteresses / Über die Rolle der Homosexualität in der Pathogenese der Paranoia / Alkohol und Neurosen / Zur Nosologie der männlichen Homosexualität (Homoerotik) / Über obszöne Worte (Beitrag zur Psychologie der Latenzzeit) / Denken und Muskelinnervation / Psychoanalytische Betrachtungen über den Tic / Anhang: Die wissenschaftliche Bedeutung von Freuds „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" / Kritik der Jungschen „Wandlungen und Symbole der Libido" / Aus der „Psychologie" von Hermann Lotze / Zur Organisation der psychoanalytischen Bewegung / Zum 70. Geburtstage Sigmund Freuds — II. Band: Praxis: Über passagère Symptombildungen während der Analyse (Passagère Konversion, Substitution, Illusion, Halluzination, „Charakterregression" und „Ausdrucksverschiebung") / Einige „passagère Symptome". (Parästhesien der Genitalgegend. Der Flatus, ein Vorrecht der Erwachsenen. Unruhe gegen das Ende der Analysenstunde. Schwindelempfindung nach Schluß der Analysenstunde, Beitrag zur Erklärung psychogener Körpersymptome. Einschlafen der Patienten während der Analyse. Zwangsneurose und Frömmigkeit. Über verschämte Hände. Reiben der Augen als Onanieersatz. Urinieren als Beruhigungsmittel. Geschwätzigkeit. Das „Vergessen" eines Symptoms und seine Aufklärung im Traume. Die Position während der Kur. Zwanghaftes Etymologisieren) Zur psychoanalytischen Technik (Mißbrauch der Assoziationsfreiheit Fragen der Patienten. Entscheidungen während der Kur. Das „Zum Beispiel" in der Analyse. Die Bewältigung der Gegenübertragung) / Diskontinuierliche Analysen / Zur Frage der Beeinflussung des Patienten in der Psychoanalyse / Weiterer Ausbau der „aktiven Technik" in der Psychoanalyse / Über forcierte Phantasien (Aktivität in der Assoziationstechnik) / Kontraindikationen der aktiven psychoanalytischen Technik / Zur Kritik der Rankschen „Technik der Psychoanalyse" / Über vermeintliche Fehlhandlungen / Über lenkbare Träume / Affektvertauschung im Traume / Der Traum vom Okklusivpessar / Pollution ohne orgastischen Traum und Orgasmus im Traume ohne Pollution / Ein Fall von „déjà vu" Analyse von Gleichnissen / Sonntagsneurosen / Ein kleiner Hahnemann / Die psychischen Folgen einer „Kastration" im Kindesalter / Analytische Deutung und Behandlung der psychosexuellen Impotenz beim Manne / Die Nacktheit als Schreckmittel / Psychogene Anomalien der Stimmlage / Mischgebilde von erotischen und Charakterzügen / Symmetrischer Berührungszwang / Die Symbolik der Brücke / Die Brückensymbolik und die Don-Juan-Legende / Ekel vor dem Frühstück / Beiträge zur Genitalsymbolik (Sinnreiche Variante des Schuhsymbols der Vagina. Symbolik der Bettwäsche. Der Drachenflieger als Erektionssymbol. Infantile Vorstellungen über das weibliche Genitale. Kindliche Vorstellungen von der Verdauung. „Nonum prematur in annum". Schweigen ist Gold. Pecunia — olet. Ungeziefer als Symbol der Schwangerschaft. Zwei typische Kopro- und Pädosymbole) / Zur Augensymbolik / Einige klinische Beobachtungen bei der Paranoia und Paraphrenie (Beitrag zur Psychologie der „Systembildung") / Reizung der analen erogenen Zone als auslösende Ursache der Paranoia (Beitrag zum Thema: Homosexualität und Paranoia) / Wirkung der Potenzverkürzung des Mannes auf das Weib / Soziale Gesichtspunkte bei Psychoanalysen (I) Der „Familienroman der Erniedrigung"; II) Psychische Erkrankung als Folge des sozialen Aufstieges) / Register.

2) Inhalt: Sigm. Freud: Der Humor — Sigm. Freud: Fetischismus — Lou Andreas-Salomé: Was daraus folgt, daß es nicht die Frau gewesen, die den Vater totgeschlagen hat — Fritz Wittels: Das Sakrament der Ehe — Karen Horney: Die monogame Forderung — Wilhelm Reich: Die Spaltung der Geschlechtlichkeit und ihre Folgen für Ehe und Gesellschaft — Theodor Reik: Das Schweigen — Theodor Reik: Zweifel und Hohn in der Dogmenbildung — Prof. Bernhard Alexander: Spinoza und die Psychoanalyse — Eckart von Sydow: Primitive Kunst und Sexualität — Yrjö Kulovesi: Der Raumfaktor in der Traumdeutung — Ernest Jones: Der Mantel als Symbol — S. Ferenczi: Über obszöne Worte — S. Ferenczi: Sonntagsneurosen — S. Ferenczi: Analyse von Gleichnissen — Felix Boehm: Bemerkungen zu Balzacs Liebesleben — Franz Alexander: Ein Fall von masochistischem Transvestitismus als Selbstheilungsversuch — Siegfried Bernfeld: Der Irrtum des Pestalozzi — Oskar Pfister: Der Schülerberater — Anna Freud: Die Einleitung der Kinderanalyse — Karl Landauer: Das Strafvollzugsgesetz — Psychoanalytisches Lesebuch (Schlegel, Wilde, Thomas Mann, Hebbel, Strindberg, Novalis, Lenau, Schopenhauer, Goethe, Carpenter, Multatuli) — Porträts von Theodor Reik, S. Ferenczi, Siegfried Bernfeld.

Von der „INTERNATIONALEN ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYSE“ erschien 1927 der XIII. Band.

Von der „IMAGO, Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften“ erschien 1927 der XIII. Band, u. zw. erschien von diesem Band das 1. Heft mit gemischtem Inhalte, Heft 2/3/4 zusammen als Sonderheft „Glaube und Brauch“.

Als Sonderdruck aus Band XIII, Heft 1, der „Imago“ erschien auch in selbständiger Buchform:

DIE HEUTIGE PSYCHOLOGIE DER PUBERTÄT. Kritik ihrer Wissenschaftlichkeit. Von Dr. SIEGFRIED BERNFELD. *(Geheftet M. 2.80, Ganzleinen M. 4.20)*

Als Sonderdrucke aus Band XIII, Heft 2/3/4, der „Imago“ (Sonderheft „Glaube und Brauch“) erschienen auch in selbständiger Buchform:

DOGMA UND ZWANGSIDEE. Von THEODOR REIK. *(Geheftet M. 5.60, Ganzleinen M. 7.—)*

ZWEI SCHWEIZERISCHE SEKTENSTIFTER. Von HERMANN RORSCHACH. *(Geheftet M. 2.20, Ganzlenien M. 3.40)*

HINDU-MYTHOLOGIE UND KASTRATIONSKOMPLEX. Von C. D. DALY (Quetta, Indien). *(Geheftet M. 2.80, Ganzleinen M. 4.20)*

MONDMYTHOLOGIE UND MONDRELIGION. Von GÉZA ROHEIM. *(Geheftet M. 3.60, Ganzleinen M. 5.—)*

*

Die von Dr. Heinrich Meng in Stuttgart und Prof. Dr. Ernst Schneider in Riga im Oktober 1926 gegründete Monatsschrift „ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYTISCHE PÄDAGOGIK“ ist nach Schluß des I. Halbjahrganges, im Frühjahr 1927, aus dem Hippokrates-Verlag in Stuttgart in den „Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik“ (A. J. Storfer), Wien, VII., Andreasgasse 3, übergegangen. Der „Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik“ befindet sich in einer administrativen Symbiose mit dem „Internationalen Psychoanalytischen Verlag“. Die „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik“ hat im Oktober 1927 ihren II. Jahrgang angetreten.